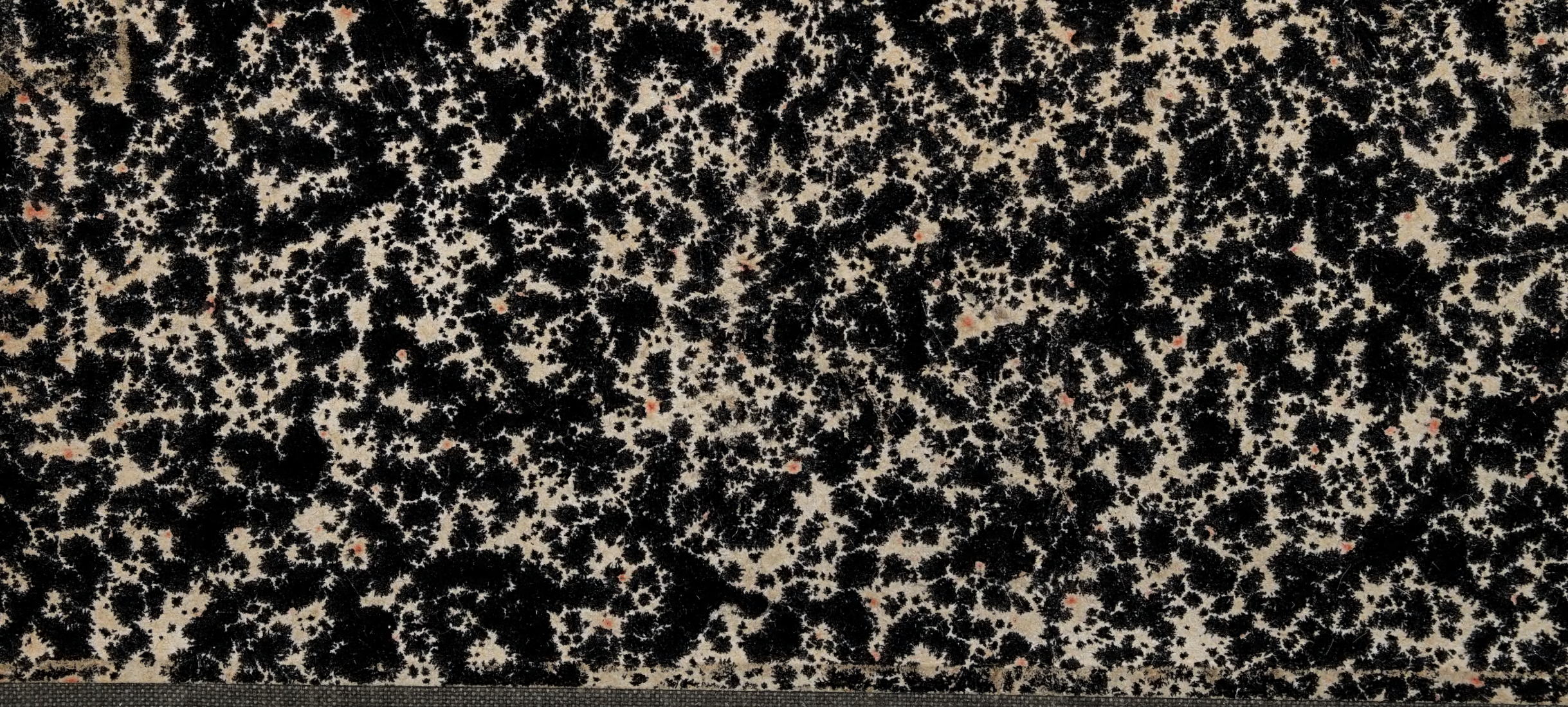

EPS
ALM (1 (1)

Bay 207

ALMANACH

JEAN SCHWARTZ

۲۱۲

Almanach

für

Aerzte und Nichtärzte

auf das Jahr 1792.

Herausgegeben

von

D. Christian Gottfried Gruner.

Dr. H. Fränkel.

Jena

bei Christian Heinrich Cuno's Erben

1792.

318701

WELLCOME INSTITUTE LIBRARY

STRASSBURG ✲ KAIS. UNIVERS.

Nachricht.

Die Rangordnung sei unverfänglich, und Niemanden präjudicirlich. Freunde und Bekannte finden hier ihren Platz, ohne gegen die Unbekannten auf irgend eine Art ungerecht zu seyn. Wer kann und darf dieselben anführen? Auf die Bekanntmachung wackerer Practiker, und auf die Einsendung zweckmäßiger Lebensbeschreibungen haben wir bisher vergebens gehoft. Wir können also auch nichts zu deren Andenken beitragen. Amtsveränderungen, Todesfälle und Ehrenbezeugungen werden angezeigt, wenn wir dieselben postfrei und zu rechter Zeit erfahren.

Inhalt.

1. Freiheit und Sclaverei al pari. 3

2. Taxation der Aerzte. 24

3. Verzeichniß der Getrauten, Getauften, Begrabenen und Kommunicanten in Dresden, von 1617 — 1790. 35

4. Preißfragen. 41

5. Medicinalinstitute. 49

6. Die Maranen sind Stammväter der Lustseuche. 51

Inhalt.

7. Salarium und Pension. 93

8. Warum sind heutiges Tages berühmte Practiker so selten? 103

9. Sachen, welche gesucht werden. 130

10. Sportelsucht vermag alles. 142

11. Medicinalwesen bey der Armee. 148

12. Flußbäder und Badeanstalten. 160

13. Menschenfresserei ein Verbrechen und auch nicht, wie man es nimmt. 172

14. Geschichte der Maranen und der Eroberung von Granada. Ein historisches Fragment. 188

15. Ueber Lehrmethode und Verbindung wissenschaftlicher Theile. 196

16. Versuch einer Pathologie aus Reisebeschreibungen. 209

17. Das akademische Carcer. Ein Problem. 221

18. Systemsucht ist unser Verderben. 233

Inhalt.

19. Bilanz über den Zustand der Medicin am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. 250

20. Der Leibarzt im Vorzimmer, der Professor im Hintergrunde. 261

21. Beförderungen und Ehrenbezeugungen. 269

22. Todesfälle. 278

I.

Freiheit und Sclaverei al pari.

Freiheit und Menschenrecht ist jetzt die immerwährende Losung einiger ausgegangenen Duc's, Marquis, Grafen und Herren, und der erkaufte oder einfältige Pöbel sagt von Herzen dazu Amen, Amen. Der Mensch läßt sich gar leicht durch Töne blenden, welche er nicht verstehet oder gehörig einsiehet, glaubt zu fühlen, und fühlt nichts, glaubt zu sehen, und sieht nichts, glaubt frei zu seyn, und ist Sclave von andern. Nur die Fesseln, womit er gebunden ist, sind nach Stand und Würden verschieden. Niemand ist frei, der in der Gesellschaft mehrerer Menschen leben muß; Der Wilde im sogenannten oder geträumten Naturstande nicht: (Er hängt dennoch von dem Familien-

oder Wahloberhaupte ab) Der Nomade nicht, so lange er andere Nomaden um sich haben und dulden muß; Der Bürger nicht, der durch offenbaren oder stillschweigenden Verein auf seine unumschränkte Freiheit Verzicht that, und sich der Willkühr eines andern aus seinem Mittel überließ. Sogar der Fürst auf dem Thron und der Minister, der ihm an der Seite stehet, ist nicht frei, nur Jeder nach seiner Art und in relativem Maaße. Das unwandelbare Gesetz der Menschheit, bestimmte und gewisse Bedürfnisse zu haben und zu fühlen, die wir uns selbst nicht geben und verschaffen können; Die bürgerliche Verbindung zur Erhaltung der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums; Die sonderbaren Behauptungen der Rechtslehrer, welche den Fürsten von aller Verbindlichkeit und Verantwortung frei sprechen, und das Volk seinetwegen da seyn lassen, um mit demselben blos nach Willkühr schalten und walten zu dürfen; Die Vormauer und das Pallisadenwerk von Gesetzen, welche im Anfange durch Noth und Umstände annehmenswerth schienen, und aus Mangel an Einsicht über Ausdehnbarkeit, Vielsinnigkeit und Mißbrauch ohne Bedenken genehmigt wurden; Das Heer der Verträge, wobei ausstudirte Politik, List, Gewalt, Eigennutz, Vergrößerungs- oder Verkleinerungs-

sucht,

sucht, willkührliche Einmischung in fremde Händel und Zudringlichkeit die Gränzen der Macht und Ohnmacht bezeichnete; Die Schwachheiten und Thorheiten einzelner Fürsten, welche die schwere Regierungskunst nur in der Unterzeichnung des Namens und im unbegränzten Genusse der Vergnügungen suchten; Der Eigensinn und die usurpirte Allgewalt einiger Minister, welche keine Gesetze über sich kennen, und keinen Widerstand zu fürchten haben, und die Güte des Herrn, dem sie dienen, nach ihren Absichten brauchen; Die niedrigen Schmeicheleien der Hofleute und der gedungenen Schriftsteller, der Pension halber alles zu loben und zu rechtfertigen, was sich mit Bedrückung der Unterthanen endigt, — predigen uns die bittersüße Wahrheit laut: Niemand ist frei! Freiheit und Menschenrechte sind Undinge oder Träumereien! Allenthalben ist Sclaverei, bedingte und unbedingte, wahre und scheinbare, geglaubte und ungeglaubte, offenbare und geheime, drückende oder angenehme Sclaverei! Der auf dem Throne gefürchtete Ludwig, der sich allein frei zu seyn wähnte, und ringsum Allgewalt zeigte, stand unwissend unter den Befehlen der Mätresse, des Beichtvaters und Ministers, diese unter dem Pantoffel der Pompadour, und unter diesen wie-

der Menschen ohne Zal, von allerhand Farben und Köpfen. Da, wo der Mensch und Bürger nicht ungestört leben, athmen, essen, trinken, wohnen, freien und sterben darf, ohne mehr oder minder starke Beeinträchtigungen zu erfahren, ist keine Freiheit zu suchen, nicht zu hoffen. Da, wo die Gesetzgebung willkührlich ist, und nach zufälligen oder eigennützigen Absichten handelt, befindet sich Jedermänniglich in Gefar, Freiheit, Eigenthum, Leben und alles zu verlieren. Was man im bürgerlichen Leben Freiheit nennet, ist ein süßer Wahn, der uns in sanften Schlummer wiegt, ein Irrlicht, das dem Bürger den graden Blick verrückt, eine Puppe, welche man den Erwachsenen zur Zeitkürzung vorhält, und eine Staatsmaschine, die viel Gutes und Böses stiften kann, je nachdem sie gelenkt wird. Von beschränkter Freiheit bis zum eisernen Despotismus giebt es unzählige Abstufungen. Jene ist für die meisten Menschen, welche immer Kinder am Verstande und Willen bleiben, und der Vormundschaft des Staats bedürfen, ein Glück, dieser das Grab des Glücks und der Zufriedenheit für Fürsten und Bürger. Jene giebt dem Bedrückten durch die Vergleichung mit andern den leidigen Trost der bessern Lage, und einen geringen Schimmer von Hofnung für die Zukunft, dieser drückt

Geist

Geist und Körper nieder, und erweckt über lang oder kurz im Dulder den Freiheitssinn, den ihm die Natur statt der Mitgift ertheilte. Dann artet die Freiheit gar leicht in Licenz, Frechheit und Gesetzlosigkeit aus, so bald ehrgeizige Männer die wilde Heerde nach Absichten und Willkühr lenken, und eine furchtbare Sclaverei tritt an die Stelle der beabsichtigten Freiheit, ein neuer Despote an die Stelle des Alten. Das ist nicht Freiheit, wenn man einen Despoten mit hundert Despoten vertauschen, und sich zum Werkzeuge der Bosheit brauchen lassen muß, wenn man den König, als Gefangenen, ansieht und behandelt, die Königin in ihren Zimmern zu ermorden sucht, die Prinzen vom Geblüte unverdienter Weise relegiret, und den guten Bürger, wie den Böswicht, ungescheuet lanternisiren darf. Das ist nicht Freiheit, wenn man dem andern Eigenthum, Titel, Würden und Vorzüge, welche Niemanden schaden, mit Gewalt raubt, und die Besitzer ohne Scheu entweder morden, oder verjagen darf. Das ist nicht Freiheit, wenn die Nation alle Verträge und Verhältnisse bricht, und nur bloße Convenienz zum Maasstabe der Staatshandlungen annimmt. Das ist nicht Freiheit, wenn jeder Unbesonnene die Volksreligion ungeahndet stören, die öffentliche Gottesverehrung profaniren, und den

Volkslehrer wegen anderer Denkart vor dem Hochaltar mishandeln kann. Das ist nicht Freiheit, wenn der Unterthan sich aller Lasten eines Staatsbürgers entziehet, den Fürsten zum ersten folgsamen nnd unterthänigen Staatsdiener erniedrigt, und ihm nicht einmal die Rechte des geringsten Bürgers zu genießen erlaubt. Das ist nicht Freiheit, wenn der Freiheitsträumer die Menschheitsrechte in der Körperfarbe, nicht im Seelen- und Bürgerwerthe sucht, und dem Mulatten mißgönnet, was er mit gewaltsamer Durchreißung aller vorhandenen Gesetze sich zu verschaffen sucht. Das ist nicht Freiheit, wenn man in zusammenrottirten Klubb's aus Ehr- oder Geldgeiz das Wehe ganzer Nationen projectiret, und durch gedungene Bettler oder Räuber ausführen läßt. Das ist nicht Freiheit — doch der Vorhang mag fallen über die schrecklichen Scenen des Tages, wobei der gefühlvolle Mann in Schauer geräth, und der Thron der Fürsten erschüttert wird. Laßt uns, Freunde! bessere Zeiten hoffen, die Bedrückungen ertragen, so lange sie Kinder des Zufalls und der Verirrungen, nicht aber des Vorsatzes sind, und die gegründeten Beschwerden dem Fürsten, als Volkserhalter und Volksbeglücker, zur Abänderung geziemend und gebührend vorlegen. Dies ist der einzig wahre und sichere

Weg zur dauerhaften Freiheit. Habt, Fürsten! Gemein- Bieder- und Bürgersinn, wie Leopold, der Gütige, der Weise, und dann herscht in euren Staaten der goldene Friede, Zufriedenheit unter der Menge, und ein unbegränztes Zutrauen gegen die Volksregierer. Das Gute und Böse in der Waagschaale der Länder läßt sich nicht immer mit einem Wir wollen und befehlen durchsetzen, aber durch kluges Temporisiren sehr vieles möglich machen, was dem Ansehen nach unmöglich zu seyn schien. Alte Schäden vertragen eher Geduld und Schonung, als das grausame Messer. Die Natur heilt durch Zaudern, und Fabius wird durch weises und plannäßiges Zaudern der Sieger der Feinde.

Niemand ist frei, auch der Theologe und Rechtgläubige nicht. Er muß glauben nach Vorschrift, Konvenienz und Observanz. So lange Pabst, Luther, Calvin, Pope, Rabbi und Bonze die untrüglichen Innhaber des Glaubens sind; So lange Priesterwuth und beleidigter Priesterstolz die schwachen Fürsten lenken darf, wie es beliebig ist, und der klügere Mönch die scharfe Disciplin, die klericalische Beschimpfung und das vermauerte Gefängniß, der aufgeklärte Katholicke die Inquisition, der

freidenkende Protestante das Glaubenstribunal und die Religionscommißion, der besser denkende Jude den Bann fürchten muß; so lange ist keine Freiheit im Denken und Glauben möglich, ein immerwährender Streit über Glaubensmeinungen unausbleiblich, die Verbitterung der Gemüther für den stillen Menschenbeobachter auffallend, und die Bürgerzerrüttung die Quelle vielfältiger Uebel. Kann wohl die individuelle Geistesstimmung und Glaubensfähigkeit des Fürsten, Ministers oder Kardinals der sichere Maasstab zum Glauben für alle Menschen werden? Laßt uns die Schwachen, die Irgläubigen, die Ketzer u. d. ertragen, wenn wir heller und besser sehen, aber nicht verdammen oder verbrennen, wie der Eiferer Calvin den unglücklichen Servet. Dann erst sind wir frei in dem Herrn!

Der Rechtsgelehrte ist nicht frei. Er denkt, spricht und handelt, wie Justinian und Trebonian, glaubt, was die heiligen Concilien, Synoden der Kirche, die Canonen der Päbste, und die Verordnungen der Consistorien besagen, was die Fürstenräthe befolgt haben wollen, und die Statuten einzelner Städte begränzen, was die Willkühr des Richters verfügt, und der Partheigeist zur Observanz

gemacht

gemacht hat. Er ist also nie frei! Das bestehende Gesetz lenkt immer den Kopf und die Feder. Die Abweichung führt ihn und den Klienten an Klippen, wo Ehre und Wohl in Gefar gerathen können. Leben, Haab und Ehre hängen also auf immer von der Willkühr des Gesetzgebers, von dem Gradblicke oder Schiefblicke des Gesetzgelehrtens, von der Rechtschaffenheit des Richters, und sogar von Zufälligkeiten oder Gunst ab. Wie viel Wege zur Sclaverei unter dem Schirme der doppelsinnigen Gesetze!

Der Gelehrte ist nicht frei, so gerne er dies glaubt, und andere zu überreden sucht. Er denkt, wie sein Lehrer, ist selten Forscher und Prüfer, immer Nachbeter, und kein freier Mann. Der Sprachforscher trabt meistens wohlbehaglich den Vorgängern nach; Der Geschichtschreiber steht unter der Gewalt des Vorurtheils, des Ansehens, der Kirche und der Meinungen, nicht selten im Solde der Fürsten, oder hängt vom problematischen Tongeber ab; Der Philosoph bückt sich vor der veränderlichen Mode, und schenkt den Altgläubigen, als Sclaven verjährter Meinungen und falscher Sätze, einen verächtlichen Seitenblick; Der Mathematiker lebt und webt für seinen Newton und

Euler,

Euler, oder macht im Drange der Bardenwuth kleine Sinngedichte, die im Zeichen des Wassermanns geboren sind; Der Physiker glaubt und vertheidigt gerne die herschenden Meinungen, und wiederholet die Versuche, welche zur Bestätigung dienen sollen; Der Kräuterkenner spielt mit Blättern und Blumen, und glaubt herzlich gerne, was Vater Linne' oder ein anderer will für Wahrheit gehalten haben; Der Naturforscher studiret wandelbare Systeme, wird das Echo der decisivsprechenden Urheber, und glaubt ein Seher zu seyn, indem er sich am Gängelbande des Ansehens leiten läßt; Der Chemiste hört, wie Baldinger, bei irgend einem kunstverständigen Manne die Theorie, und sieht die Experimente, lernt chymische Litteratur, ließt und studirt alles, was chymische Buchsgestalt hat, und was von Adam her so lange Zeit ist gesagt, gethan, entschieden und bewiesen worden, benutzt alle Gelegenheit, sich in den dahin gehörigen Theilen auszubilden, lehrt sogar die Pharmacie, hält, Trotz aller fremdartigen und hundertfältigen Litteratur! mit dem chymischen Wachsthum gleichen Gang, und schilt Jedermänniglich einen Dummkopf, der nicht glaubt, was er glaubt; Der Universalgelehrte weiß, wie Baldinger, alles bis auf die geringste Mikrologie, Biographie und

Biblio-

Bibliographie, alles, was irgend einem Gelehrten in allen Welttheilen und in allen Jahrhunderten durch den Kopf lief, was er lehrte, erfand und schrieb, was er Eigenthümliches und Geborgtes hatte, was die akademischen und nichtakademischen Windmesser vor ihm und nach ihm ausstreueten, ließt und verstehet alles, was nur unter der Sonnen gesagt ist, um sich Hallers großem Urbilde zu nähern, bestimmt alles im decisiven Ton, was kaufens- und lesenswerth ist, kennet auf der Studirstube die beste medicinische Versorgung der Armeen, wähnt ein großer Mann zu seyn, wenn er unaufgefordert von Billigung und Mißbilligung fremder Schritte reden kann, schreibt immer für Wahrheit, und lobt kein elendes geschenktes Buch, giebt Büchertitel die Menge, den Inhalt selten, kennet orientalische Litteratur in ihrem ganzem Umfange, und weiß, daß aus dem Orient alle Weisheit kommt, übersetzt Desorganisation treflich durch Verstandesverrückung, und ruft bei jeder Gelegenheit und auf allen Blättern voller Entzückung aus: Es ist doch eine herrliche Sache um Litteratur und Polyhistorie! Und wir sagen devoteſt, mit der Nachtmütze in der Hand, von ganzem Herzen Ja und Amen!!

Was doch die Gelehrten alles glauben! Sie wähnen unabhängig zu seyn, und erwarten

dennoch

dennoch im Schreiben den Befehl vom gebietenden Verleger nach Elle, Maas und Gewicht, von den Zeitungstribunalen mit tiefen Bücklingen ein Bisgen Lob und Tadel, der meistens Sand in den Augen der unvorsichtigen Leser ist. Wer um Beifall buhlt, thut es nicht selten mit Aufopferung seiner Freiheit. Er fragt sich immer stillschweigend oder laut, ob er zu Gunsten des Dritten fliegen oder kriechen, populär oder sarkastisch, correct oder incorrect schreiben solle, und wird dadurch Sclave von andern, von Kennern und Nichtkennern. Der Gelehrte glaubt frei zu seyn, und darf doch in den meisten Ländern nicht frei denken, noch weniger frei schreiben. Er stehet unter der willkührlichen Censur des Großinquisitors mit und ohne Weihe, darf nur drucken lassen, was das demüthigende Maalzeichen, cum licentia superiorum, cum approbatione regia, an sich trägt, muß sein Geistes- oder Fingerwerk für Contrebande erklären lassen, so oft es dem Mächtigern gefällig ist, den Inhalt für verpönt zu achten, und wohl gar in der Bastille den Rest des Lebens verschmachten. Der Gelehrte glaubt frei zu seyn, und läßt sich durch Pension, Titel und Ordensband bewegen, alle Demüthigungen von Seiten der hohen Gönner gelassen zu ertragen. Also allenthalben Stär-

ke und Macht gegen den Schwächern, allenthalben Sclaverei des Niedern in Rücksicht auf die Großen, nur größer oder geringer, je nachdem der gute Fürst und Diener die Allgewalt zweckmäßig zu brauchen, und der Mensch und Bürger den Druck und das Unrecht zu fühlen weiß! Können wir nicht ganz frei seyn; so ist eine beschränkte Freiheit, wobei alle gesichert sind, das einzige, beste und sicherste Loos der Sterblichen. Jeder ist frei, so bald er den Gesetzen gemäs lebt, und mit seinem Zustande zufrieden ist. Auch Tyrannen und Despoten haben Respect für Tugend und Bürgertreue, und fürchten im Stillen die entgegenstrebende Kraft des Gelehrten, der seinen Werth fühlt, und den Geblendeten die Augen öfnen kann, so bald er gekränkt und gereitzt wird. Daher wird Publicität in vielen Ländern für ein Kapitalverbrechen geachtet.

Der Arzt ist nicht frei. Er ist Sclave berühmter Männer, Nachbeter fremder Lehrsätze, unterthäniger Diener aller Personen, welche seine Medicinalpflege verlangen, unterwürfig der Volksmeinung, in wie fern diese seinen Arztwerth bestimmt, und in den Finanzen das Plus oder Minus macht, untergeben jedem großen und kleinen Manne, der über seine Ruhe oder Thätigkeit gebieten will, der Gegen-

stand des willkührlichen Lobes und Tadels der Kenner und Nichtkenner, in der Jugend verkannt, weil ihm Aeskulaps ehrwürdiger Bart fehlt, und im Alter verlassen, weil der Geist der Mode den jungen Windschnittmacher wichtiger, als den alten Graubart hält. Die Arzneikunde war seit ihrer Entstehung nie die nämliche, Umfang, Inhalt und Form stets veränderlich, der Geist und die Denkart der Tongeber verschieden, die Wahrheit in allen Decennien vielgestaltig, der Glaube an Meinungen in steter Ebbe und Fluth, folglich behinderte ein immerwährendes Hin- und Hertreiben den festen Blick des Sehers. Ein neuer Arzt von Ansehen hatte immer in seinem Gefolge neue Theorie und neue Heilmethode. Jeder glaubte weiser zu seyn, als alle Vorgänger, glaubte nicht groß zu seyn oder zu werden, als durch Einreißen und Wiederaufbauen, glaubte ein Monopol des Denkens und Glaubens zu haben, und gab dem großen Haufen, der oft für allzu vielem Lichte den nächsten Baum nicht sieht, den Maasstab an, wie viel er wissen, lehren und thun könne. So entstand das unergründliche Meer der tausendjährigen Meinungen, Hypothesen, Systeme, Secten, Orthodoxien und Heterodoxien, welche nur wenige Sonntagskinder, wie *** mitten im Geräu-

sche der Welt und überhäufter Geschäfte aus allen vorhandenen Schriften auflesen, fassen, verarbeiten und mittheilen können. Die meisten Aerzte stutzten ob der Maße von Kenntnissen, staunten, und — nahmen geduldig an, was und wie man es ihnen gab, lallten nach, und wurden das Echo der Großmänner. Jene herschten, und diese gehorchten. Dies war gewiß nicht Freiheit, sondern Sclaverei.

Der Geist der Mode und Veränderlichkeit tyranniset auch über die Aerzte. Die Geschichte sagt uns, daß man ganze Jahrhunderte hindurch nur denken, erklären, schreiben, lehren und heilen durfte, wie Hippokrates und Galen. Man gab diese guten Männer, wie kindisch gewordene Alte, auf, und wählte sich auf gutes Glück einen andern Despoten. An die Stelle der Griechen traten die Araber, diese wurden von den sogenannten Hippokratikern verdrängt, diese wichen wieder dem Kraftmanne Paracelsus, beide der durch Harvei verursachten Revolution und Wiedergeburt; Sylvius, Boerhaave, Hoffmann und Stahl lenkten ihre Zeitgenossen zum unbedingten Glauben und Annehmen; Haller verdrängte diese veralterten Helden, und legte nicht selten seinen Verehrern eiserne

Fesseln im Glauben und Lehren an. Es war Hochverrath, ihm laut zu widersprechen, und eine Menge von Unbilden die Belohnung des freidenkenden Mannes. Jetzt sind unsere Kunstmeister die Engelländer. Wir glauben alles ohne Widerrede, was sie uns, als wahr und richtig, ansinnen wollen. Wir bücken uns vor dem Ansehen, und — sind nicht frei.

Die Arzneimittel standen immer unter der Willkühr einzelner Männer. Jeder lobte oder tadelte die Güte und Wirksamkeit nach Gunst oder Ungunst, und die Menge der gewöhnlichen Aerzte glaubte ohne Prüfung. Nun strotzen die Lehrbücher von problematischen Werkzeugen des Lebens und Todes. Der angebliche Erfinder, von Eigennutz, Eitelkeit oder Ehrsucht angetrieben, schaft immer nach Belieben neue Arzneikörper, und der Troß von Aerzten nimmt ehrfurchtsvoll an, was man ihm giebt. Was für ein Wust von Mitteln ist seit Erscheinung der Lustseuche Mode geworden! Wie verworren der Streit über ihre Entbehrlichkeit und Nichtentbehrlichkeit, über ihre Wirkungsart und Vorzüge! Wie viele waren im Ruf, weil es dem großen Manne gefiel Wunderdinge zu rühmen, und — sind bereits vergessen. Wie viele werden jetzt mit Posaunen-

ton empfohlen, und — werden in kurzem vergessen! Die Fieberrinde, seit hundert Jahren das Universalmittel der Praktiker und der einzige Anker der Hofnung, weicht der Angusturarinde, weil nach den ewigen Naturgesetzen nichts beständig seyn kann, und der Deutsche glaubt blindlings, wie immer, weil im Auslande nichts Schlechtes oder Mittelmäßiges statt finden kann. Lange ging der Schierling durch gute und böse Gerüchte. Die fixe Luft war das Gespräch des Tages, und machte den Eidexen wieder Platz. Man gab, und nahm, und der Denker schloß, der Arzt ist nicht frei, der jedem Empiriker ohne Widerrede glaubt. Wir leben und weben in Mitteln und Recepten, und folgen gutmüthig den Befehlen einzelner Tongeber.

Es war eine Zeit, wo alles strenge erwiesen und erkläret werden mußte, und Jedermänniglich unterwarf sich dieser herschenden Mode. In der Folge wurde sie verlacht; Man fing an auf die Erfarung zu trotzen, und seitdem brüstet sich jedermänniglich mit Erfarung. Hier ist Nachbeterei, und Sclaverei.

Die Arzneikunde ging immer mit der herschenden Philosophie in gleichem Schritte. Ob mit Glücke, das laß' ich unentschieden. Allein

die Folge war, man formte die Medicin nach Willkühr, drechselte und schnitzelte, bis sich alles fügte, hing das modische Gewand über, und so erschien die an sich unveränderliche Kunst nie in ihrer originellen Gestalt, sondern wie eine geschminkte Theaterprinzeßin, um dem gebietenden Publikum zu gefallen. In kurzem änderte sich der Geschmack, und zu gleicher Zeit die Form der Wissenschaft. Der Arzt kann und darf von der Philosophie die Kunst, die erkannte Wahrheit gründlich und nach ihren Folgerungen vorzutragen, mit Fug Rechtens borgen, kann sich durch ihren Einfluß deutliche und vollständige Ideen verschaffen, kann die Wege einschlagen, welche sie zur Begründung der Sätze und Meinungen darbietet, kann die Logik des Wahrscheinlichen zu seinem Besten in schweren und dunkeln Fällen anwenden; Allein das braucht er nicht, daß er, wie die Damen, jede Mode annimmt, und die medicinischen Lehren bald aus dem Geschmackssinne, bald aus dem innern Gefühle, nach Aristoteles, Descartes, Wolf, Crusius oder Kant, ableitet. Diese Veränderlichkeit macht uns zu Sclaven und Nachbetern einzelner Männer, und bringt die Wissenschaft eher rück- als vorwärts.

Der Professor ist nicht frei, meistens unter dem Despotismus des Ministers, der ihm vor-

vorschreibt, wenn er anfangen und schließen, verreisen oder ruhen soll, oder dem jüngern Manne verbietet, practische Vorlesungen zu halten, meistens abhängig von dem Kollegen-despoten und Kompendienschreiber, der ihm viel oder wenig zum Wiederkäuen gab, nicht selten der illegale Repetente der Hefte seines ehemaligen Lehrers, sehr oft unter der Willkühr der Zuhörer, welche die schmackhafte Kost verschmähen, und nach Pfifferlingen lüstern.

Der Leibarzt ist nicht frei. Die stehende Pension nahm ihm die Personal- und Medicinalfreiheit. Er ist, als Diener, an den Fürsten gebunden, darf das Hoflager nicht ohne Erlaubniß verlassen, darf bei Seuchen, — die ergiebigste Erndte der Practiker — keine Kranke übernehmen, muß also die goldene Praxis fliehen, und gehorchen.

Der junge Arzt ist nicht frei. Er muß blindlings glauben, was ihm der Lehrer geben kann und will. Der junge Doctor ist nicht frei. Er gehet nach geendigten Studien in die Vormundschaft des alten Kollegen über, und ahmt denselben nach.

Wozu dient also der verführerische Schwindel von Freiheit, die wir nirgends rein und

unvermischt wieder finden? Warum wollen wir träumen, wo wir vernünftig wachen sollten? Zufriedenheit mit seinem Stande und gelassene Fügung unter das allgewaltige Schicksal, erhebt den Denker und Weisen über die Bande, die ihn unvermerkt an Menschen und Staat fesseln, giebt ihm Muth bei widrigen Begebenheiten, und flößt ihm Hofnung besserer Zeiten ein. Glück und Unglück, Freiheit und Sclaverei, haben ihren Werth nur in der Vorstellung. Laßt uns wähnen glücklich und frei zu seyn, und wir sind es in allen Lagen des Lebens gewiß.

2.

Taxation der Aerzte.

Der Arzt ist, als Gelehrter und Practiker, gleich ehrwürdig. Das Studium der Natur des Menschen, des Köperbaues, der davon abhängigen Krankheiten und der schicklichen Mittel zur Herstellung, bleibt für ihn immer eins der wichtigsten und angenehmsten, er mag nun am Ende daßelbe, als Theoretiker oder Practiker,

ker, zum Besten der leidenden Menschheit bearbeiten. Immer sieht man ein Ganzes, und doch unzählige, schier unübersehbare Theile, immer Mannichfaltigkeit und Abwechselung, und dennoch die schönste Harmonie, immer Abstufungen, die sich ins Unendliche zu verlieren scheinen, und dennoch eine natürliche Leiter in steigender und herabsteigender Linie ausmachen. Alles, was um und neben ihn wird, stehet und wieder vergehet, ist ein Glied an der großen Kette der Dinge, hat mehr oder weniger Bezug auf den Menschen, folglich auch auf die menschenbeglückende Arzneikunde. Nichts ist ihm überflüßig oder entbehrlich, weil jedes Ding einen nähern oder entferntern Zweck, einen absoluten oder relativen Werth zur Uebersicht des Ganzen hat. Schon der Anfänger, dem die Mutter Natur mit dem ersten Entstehen auch die Kraft zu empfinden, denken und urtheilen, als Mitgift, ertheilte, fühlt sich durch die Größe und Wichtigkeit der Naturerscheinungen zum Staunen und Bewundern des großen Schöpfers hingerissen, und sieht im weitern Vorrücken, wie schwach das Auge des besten Kenners sei, die weise Einrichtung ganz zu übersehen, und bis in das Innerste zu durchschauen. Je mehr der Arzt an Vollständigkeit der Kenntniß reift, desto mehr blickt er in den

Plan der unnachahmlichen Weisheit des Allvaters, desto mehr wird es ihm unbegreiflich, wie der Mensch jemals ein Ohngefehr glauben, und an dem Daseyn eines außer der Sphäre der Schöpfung bestehenden Wesens zweifeln konnte. Und sobald er den Menschenbau und das Heer der Krankheiten nachdenkend verfolgt, welchem der Mensch von der Wiege bis zum Grabe unterworfen ist, o dann ruft er beklommen mit dem Seher aus: Wie groß sind, Herr! deine Werke! Wie unbegränzt deine Weisheit! Allenthalben stimmet Zweck und Einrichtung überein. Allenthalben blickt der große Künstler hervor, den kein Sterblicher erreichen kann.

Die Natur hat stete Neigung zum Ebenmaas der Theile: (Und darauf beruhet die Gesundheit, das Leben der Menschen) Die Natur hat Neigung zur Abweichung: (Und dies ist die Quelle unzähliger Körperübel und Krankheiten, der schnelle oder langsame Weg zum Tode). Diese Neigung scheint naturwidrig zu seyn, und liegt doch in der ursprünglichen Einrichtung der Natur, scheint allgemein zu seyn, und ist dennoch gewissen Theilen mehr eigen, als den andern, ist Zweck der Schöpfung, und dennoch nach den Umständen die Wiege des Todes. Die Blutgefäße sind, laut der von den

Zer-

Zergliederern gemachten Beobachtungen, am rechten Arme weiter, als am linken, die Hirnwindungen sind ungleich, die linke Stirnhöhle ist meistens größer, als die rechte, das rechte Schulterblatt bei Frauenzimmern höher, als das linke, in den linken Nieren finden sich öfterer Steine und Entzündungen, am linken Beine ist das Hinken gemeiner, als am rechten, und auf dieser Seite sind die Knochenbrüche gewöhnlicher, Leisten- und Nabelbrüche den Damen, Hodenbrüche den Männern zugemessen; Die kritische Ohrendrüsengeschwulst bricht meistens an der linken Seite hervor, und die Verrenkung der Knieschneibe erfolgt schier immer nach außen u. s. w. Also immer ist krankhafte Abweichung die Folge der natürlichen Einrichtung und des angebrachten Ebenmaaßes. Nichts ist von ohngefehr. Im ursprünglichen Baue der Theile, in der Theilung, Verbreitung und gradwinkelichten Mündung, im Steigen oder Herabgehen der Gefäße, in der Lage und Einfügung der Gelenke, in der Wärme und Gewohnheit u. d. liegt der Grund dieser Erscheinungen. Alles drehet sich um den Punct der natürlichen Einrichtung herum. Dieses ist der Anfang, das Mittel und das Ende des menschlichen Seyns und Aufhörens. Diese Betrachtung flößt dem Arzte unbegränzte Hochachtung

achtung für den Urheber der Natur, und ein Gefühl für den Werth der Kunst ein, die nichts, als stete Betrachtung der Natur ist.

Schwer ist die Kunst, welcher sich der Arzt widmet, mehr oder weniger erreichbar im Ganzen und in den Theilen, nie trennbar im Erlernen, und dennoch meistens aus Noth und Bedürfniß trennbar im Ausüben. Wer kann sich rühmen, das Unermeßliche und Vielumfassende der Wissenschaft in gleichem Lichte zu sehen? Unser Wissen bleibt auch hier, wie immer, Stückwerk. Nur theoretische oder praktische Windmesser können sich ohne Erröthen im Angesichte des Publicum rühmen, alles zu wissen und alles gelesen zu haben, was seit Adam geschrieben und behauptet worden ist. Hat man wohl zu seiner Zeit an Schreiben und Lesen gedacht? Kann wohl ein wackerer Gelehrter noch mit Reimann, Vockerodt und Berger von antediluvianischer Weisheit träumen? Des Wissenswerthen ist viel in der Medicin, und die Maße der Kenntnisse vermehrt sich alle Tage, aber Gründlichkeit des Systems nimmt in gleicher Maaße ab, und der Mann vom besten Gedächtnisse kann nicht alle die angeblichen neuen oder neuaufgestutzten, nützlichen oder unnützen Entdeckungen fassen, be-

halten

halten und brauchen. Der laute Weisheitsschreier ist selten der vertraute Freund der Weisheit.

Natürlicher Weise können sich nicht alle Aerzte gleich seyn am Wissen und Anwenden. Die Verschiedenheit der Köpfe, wie sie Mutter Natur oder Unfall in und nach der Geburt gab, die Verschiedenheit der Lebhaftigkeit oder Trägheit, des Unterrichts, der Application und Gelegenheit, machen die Gleichheit der Aerzte an Wissen, Kraft und Thätigkeit schlechterdings unmöglich. Je mehr Jemand an diesen Gaben die andern übertrift und übersieht, desto höher ist die Stufe, auf welcher er mit Ehre und Beifall stehen kann. So wie er sich mehr der Mittelmäßigkeit nähert, stehet er billig niedriger, wird aber immer noch brauchbar für den Staat, wenn er mit dem erhaltenen Talente klüglich zu wuchern weiß. Den letzten Platz nimmt der Mann ohne Kopf ein, der alles, was er ist, dem eisernen Fleiße und der mühsamsten Beharrlichkeit zu verdanken hat. Er ist, wie die Natur, mit wenigem zufrieden, und nach den Umständen glücklicher, wie jene. Dies ist die natürliche Gradation und Taxation der Aerzte, aber ohne öftern Umgang und sorgfältiges Beobachten

nicht

nicht ganz ficher. Ohne dieses könnte man leicht ungerecht werden und schaden. Das Genie verbraußt oft schnell, wie der Champagner, und verzehrt sich auf dem Lager des Müßiggangs. Der langsame Kopf entwickelt sich spät und gemächlich, und reift dadurch zur Vollkommenheit, zur Thätigkeit und Anstrengung, die dem Praktiker öfters mehr nützt, als Witz und Gelehrsamkeit.

Eine andere **Taxation hängt von den Jahren** ab, die **auf das Studiren** verwandt wurden, oder von dem erwiesenen **Nichtstudiren.** Sie ist immer relativ, scheinbar und unsicher. Nicht die Länge des Aufenthalts auf der Akademie, sondern der kluge Gebrauch des Unterrichts und der Gelegenheit, die schnelle oder langsame Entwickelung der Geisteskräfte, giebt den Maasstab in Beurtheilung der inwohnenden Arztkraft. Diese läßt sich nach obigen Voraussetzungen denken, aber die Ansicht in der Nähe drückt ihr das Siegel der Gewißheit auf. Das Nichtstudiren kann manchen würdigen Mann in der Meinung der Menschen herabwürdigen, aber ihm nicht allen Werth und Brauchbarkeit benehmen. Er ist nicht selten, wie ein ungeschliffener Demant, der sich endlich selbst im Glanze zeigt. Der gelehrte Anstrich fehlt,

aber

aber er hat öfters mehr Gemeinsinn und Application. Die Natur ersetzt, was an Kunst abgehet. Nur wo ihn diese verläßt, wird diese mangelhaft bleiben. Mancher wackere Wundarzt wurde das, was er war, durch sich selbst, und verdient daher unsere ganze Achtung.

Aber der Ruf? Macht eine trügliche Taxation des wahren Werthes. Nicht immer halten inneres Verdienst und äuserlicher Ruf gleichen Schritt. Er ist öfters das Kind der Kabalen und Verläumdung. Der große Mann in der Ferne verlieret nicht selten in der Nähe, und der auswärts verkannte oder unbekannte Mann ist in seiner Sphäre brauchbar. Folgen ihm seine Werke nach: Sucht er mehr zu seyn, als zu scheinen, mehr zu thun, als zu glänzen, und im Stillen zu wirken, so lange es Zeit ist; so wird er im In- und Auslande nach Verdienst geschätzt, und das trefliche Muster zur Nachahmung.

Die Klaßification nach einzelnen Fächern kann bei der besten Absicht üble Folgen haben. Der Arzt ist selten, der allenhalben zu Hause seyn, sich in alles finden, alles ergründen und beurtheilen kann. Nicht auf allen Kindern des Aeskulaps ruhet Hoffmann's Geist!

Soll-

Sollte nicht das Alter und die dabei erkannte Erfahrung den besten Maasstab zur Prüfung und Aechtung abgeben? Nicht die Jahre, welche im Heilgeschäfte oder im Lehren verlebt sind, sondern die Art und Weise, wie der Arzt vor dem Krankenbette beobachtete, oder die vorhandenen Erfahrungen zum Besten der Arzneikunde verbrauchte, können den sichern Gesichtspunct des Beurtheilers fixiren, und ihn für den Irrwegen im Urtheilen sichern. Ein Graukopf und Allongeperuke lassen sich gar wohl ohne wahre Einsicht in die Natur und in den Gang der Krankheiten denken, und ein junger Mann von Kenntniß und Application ist oft ein besserer Practiker. Bringt aber ein bejahrter Arzt trefliche Naturgaben, Vorkenntnisse, Unverdrossenheit und Eifer, Scharfblick im Sehen, reife Urtheilskraft im Beurtheilen, nud strenge Beharrlichkeit im Ausüben, in das Krankenzimmer; Kann er durch kaltes Vergleichen des Gesehenen und Gelesenen den Sitz und die Ursache des Uebels auffinden, und den Ausgang übersehen; Verstehet er die schwere Kunst, wie Cäsar, den Feind zu sehen und zu besiegen; so wird er mir durch Alter und Kunst gleich ehrwürdig. Ich bewundere in ihn den Vater Aeskulap und seinen Enkel Hippokrates. Wie wenig Aerzte nähern sich dem

Urbilde

Urbilde der Vollkommenheit? Ein alter Praktiker war öfters nur Lieferant für den Todtengräber, selten Erretter.

Noch weniger ist die **weitläuftige Praxis** oder **Lazarethpraxis** der sichere Probirstein von innerer Arztkraft. Jene stumpft meistens durch die Länge das Denken ab, macht durch die Menge der Kranken blödsichtig und eitel, gegen Menschenleben und Menschenurtheile gleichgültig, und gegen wahre Ehre unfühlbar, öfnet das Herz nur dem Eigennutz, und entkräftet die Pferde, nicht den phlegmatischen Arzt in der Kutsche, diese blähet auf, wenn nicht wahres Verdienst und gründliche Wissenschaft sichert, und die leidende Menschheit giebt die unschuldigen Opfer der Eitelkeit. Ueber den Thoren des Einganges stehet die abschreckende Aufschrift: **Aus der Hölle ist keine Erlösung!** Wenn, nach dem Ausspruche des Dichters, die goldene Mittelmäßigkeit in allen Dingen des Lebens das Beste ist, das sich der Weise ohne Erröthen und ohne Hochverrath an Menschheit und Moralität wünschen darf; so schätze ich den gelehrten Arzt von mäßiger Praxis über alles. Als Anfänger, hat er Zeit genug, seine Kenntnisse durch Lesen und Vergleichen zur Reife zu bringen. Als vollendeter

Arzt, ist er im Stande, bei mehrerer Muße und geringerm Anlaufe über Gesundheit und Krankheit, über Leben und Tod nachzudenken, die Würde und Wichtigkeit seines Standes zu fühlen, und der Menschheit durch kluges Erhalten, nicht durch Zerstören zu nützen. Ambition und Eigennutz sind gemeiniglich die Begleiter des Alleinarztes. Wer zu viel sieht, sieht am Ende gar nichts, oder sieht aus Eilfertigkeit und Gewinnsucht zu wenig. Wer immer auf der Straße ist, kann, wie alle Schwärmer, nicht leicht den Weg zu den Büchern, keine Zeit zum Studium der Natur finden. Er besucht am Ende viele Kranke, und beobachtet wenig.

Trüglich ist also jede einseitige Beurtheilung des Arztwerthes. Nur vollkommene Künstler können vollkommene Künstler übersehen, aber auch dann bloß in der Nähe und bei wiederholter Verfolgung in dem Heilverfahren. Ein flüchtiger Blick führt zur Ungerechtigkeit, das Hörensagen zum Irthum, und der Erfolg entspricht auch dem besten, gelehrtesten und erfahrensten Arzte nicht immer. Die Kunst ist schwer und vielumfassend, und die Verwickelung der Krankheiten labyrinthisch. Wer am wenigsten stolpert, ist Beobachter und Kenner. Wer in

den meisten Fällen seinen Werth erprobt und bewährt hat, bleibt immer für Menschheit und Staat ein wichtiger und brauchbarer Mann. Der Halbgelehrte und Windschnittmacher kennt alles, der wahre Weise gestehet, wie Sokrates, daß er wenig wisse, gestehet, wie Hippokrates, seine Fehler. Ein wirklich großer Mann kann dadurch nichts verlieren. Er bleibt auch bei diesen scheinbaren Verirrungen, was er war — der große Mann.

3.

Verzeichniß der Getrauten, Getauften, Begrabenen und Kommunikanten, auch ordinirten Kandidaten, in den evangelischen Kirchen der Churfürstlich-Sächsischen Residenz-Stadt Dresden von 1617. bis 1790.

Die Sterblichkeit, das gewöhnliche Loos der Menschheit, ist in gewissen Stufen des Alters und Perioden des Lebens stärker oder schwächer,

und bei eintretenden Seuchen folgt nicht selten eine wahre Entvölkerung. Sie rafft öfters die Hofnung ganzer Generationen dahin. Die Ursache liegt manchmal am Tage, manchmal außer dem Gebiete des Beobachters, und heischt die Aufmerksamkeit des Staatsmannes, die Forschung des Arztes, um die verderblichen Quellen zu entdecken, und heilsame Mittel zur künftigen Abwendung ausfindig zu machen. Die politische Rechenkunst sucht durch Vergleichung des Verlustes und Gewinnstes die Menschenzahl im Staate zu bestimmen, Bevölkerung und Entvölkerung gegen einander abzuwägen, und neue Aussichten für die Zukunft zu eröfnen. Hier ein neuer Beitrag *) von Dresden! Er scheint mir vollständig, wichtig und nützlich zu seyn. Kenner mögen über das Ganze und über die Anmerkungen des unbekannten Verfassers richten!

*) Diese Berechnung ist vor 30 Jahren erschienen, vergriffen, und nun bis auf die neueste Zeit fortgesetzt worden.

Zu Seite 36.

Jahr.	Getraute	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1617	126	478	639	21507	37
1618	175	466	400	22567	31
1619	148	530	332	23221	34
1620	119	546	472	22850	36
1621	146	546	491	23988	18
1622	144	521	381	24032	16
1623	127	541	421	25864	20
1624	146	576	411	25899	15
1625	141	543	481	26319	21
1626	151	580	740 in der Kontagion,	29201	27
1627	162	548	412	26677	29
1628	124	543	469	27085	17
1629	136	599	398	28525	18
1630	115	599	480	28446	28
1631	163	559	844	30241	23
1632	161	515	3129 in Kriegsunruhen und Kontagion.	32416	46
1633	412	425	4585 im Kriege und Kontagion.	27688	57
1634	346	531	721	23165	47
1635	205	523	597	24942	24
1636	153	531	594	23904	26
1637	156	613	1897 in der Kontagion,	28888	19
1638	205	550	531	26744	42
1639	122	602	1845	28702	24

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1640	192	451	935	26032	30
1641	144	509	525	25662	22
1642	155	514	601	27247	20
1643	137	623	1041	28720	30
1644	128	561	489	27677	28
1645	118	497	532	27602	22
1646	134	512	481	27996	9
1647	148	655	471	36619	21
1648	190	714	606	37097	23
1649	179	664	597	39198	21
1650	197	752	494	39588	26
1651	199	713	511	39773	19
1652	206	732	450	40389	24
1653	193	673	537	40924	20
1654	194	691	558	41789	28
1655	180	725	525	40253	26
1656	212	708	560	43086	15
1657	163	610	663	44783	30
1658	186	707	518	43117	16
1659	193	703	599	43297	29
1660	219	738	542	45111	23
1661	196	709	649	45137	28
1662	180	733	637	45313	27
1663	193	640	620	45640	31
1664	176	682	662	46165	42
1665	228	734	699	46667	33

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1666	188	699	824	47174	32
1667	247	754	823	47325	20
1668	237	739	703	48503	17
1669	215	833	794	48765	27
670	251	802	776	50121	22
1671	262	844	743	51500	26
1672	275	856	909	51050	32
1673	252	891	909	52483	26
1674	256	887	846	52636	19
1675	257	920	947	53179	25
1676	260	895	1284	51164	28
1677	322	988	887	53079	31
1678	304	1028	1020	53510	22
1679	308	1063	975	55296	30
1680	247	883	1814 in der Kontagion,	56116	18
1681	531	791	753	45244	18
1682	386	1137 2. Mohrenkinder,	1023	51512	21
1683	256	1201	1200	52493	29
1684	270	1039	1154	48855	21
1685	273	984	937	50931	32
1686	244	1020	1199	53754	31
1687	285	1078 1. Türkin,	927	49040	35
1688	774	1062 1. Türke, 1. Türkin, 3. Türkenmägd.	1011	54868	23

Jahr	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1689	244	1022	1163	55284	21
1690	370	1002 1. Türke.	1200	57130	26
1691	306	1119 6. Türkenkinder, 1. Mohrin.	1166	56629	33
1692	323	1003 1. Jude.	999	58925	18
1693	309	1096 1. Türke.	1071	58995	29
1694	366	1014 2. Türkenknaben.	1426	61288	28
1695	329	1225	1227	62230	35
1696	293	1162 1. Mohr.	1055	64491	23
1697	280	1206	1070	61171	30
1698	332	1007	919	59030	25
1699	295	963 1. Mohrin, und 1. 80jähriger Lappländer.	1139	59662	38
1700	292	975 2. Türken, 1. Türkin, 1. Jude.	1198	59369	28
1701	324	991	992	61176	27
1702	310	1086 1. Jüdin.	946	60225	27
1703	288	1049 1. Türkin.	1078	62636	31
1704	279	1111 1. Mohrin.	964	62971	39
1705	354	1044 1. Jude.	1346	64262	30
1706	313	1184	1098	63894	19

B. H. U. STRASBOURG

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1707	296	1034	1523	63120	24
1708	350	1256	1119	66519	30
1709	348	1141 1. Jude mit seinem Weibe.	1340	67021	41
1710	337	1141	1214	59197	24
1711	313	1181	1222	70123	29
1712	354	1227	1140	72432	22
1713	353	1112 1. Türke, 1. Jude.	1383	71600	23
1714	306	1312 1. Jude.	1250	75457	33
1715	349	1249 1 Jude.	1353	76155	23
1716	361	1339 1. Mohr, 1. Jude, 1. Judenmädgen.	1274	77146	27
1717	397	1443 1. Jude.	1908	78019	19
1718	501	1578 1. Jude, 2. Jüdinn.	1412	78875	20
1719	499	1491 1. Jüdinn.	1538	80436	18
1720	368	1448	1733	78458	24
1721	404	1391	1860	80144	32
1722	451	1594	1519	82095	31
1723	396	1510	1654	81464	23
1724	413	1557	1761	81916	29
1725	419	1600	1642	82428	14
1726	395	1597	1624	82760	26

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.	Kommunikanten.	Ordin.
1727	360	1479	1893	84683	37
1728	448	1594	1978	85290	24
1729	450	1555	2075	84932	33
1730	483	1610	1704	90331	29
1731	474	1680	1916	90026	42
1732	483	1768	2313	88030	17
1733	406	1633	1760	93486	56
1734	417	1697	1583	89515	33
1735	450	1580	1554	90287	24
1736	423	1652	2103	88370	18
1737	400	1733	1833	91306	28
1738	462	1624	2009	92043	32
1739	458	1807 1. Jude.	2105	92349	27
1740	408	1702	2271	91879	25
1741	463	1700	2115	90322	52
1742	428	1669	2878	87770	45
1743	477	1694	2165	92003	30
1744	496	1859	1900	91653	35
1745	432	1770	2190	86930	24
1746	486	1731	3730	89808	30
1747	533	1898	2338	91102	22
1748	513	1941 1. Jude, 1. Jüdinn.	2119	91045	37
1749	494	1923	2191	92142	28
1750	491	1947	2184	91893	32
1751	488	1988	2131	91985	32

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.		Kommunikanten.	Ordin.
					93529	23
1752	473	1984	2048		92487	27
1753	486	2042	2410		93390	30
1754	480	2058 2. Juden.	2161		91209	26
1755	506	1886 1. Jüdinn, und ihr Töchterlein.	2198			
					87340	41
1756	434	2103	2432		70107	25
1757	302	1647	4454		71948	39
1758	381	1294	2603		67309	36
1759	334	1512	2631		59807	49
1760	309	1255	3514	Krieges-Unruhen.	63040	26
1761	430	1339	2127		63578	38
1762	366	1429 1. Jude, 1. Jüdinn.	2008			
					66663	32
1763	414	1415	1975		74217	22
1764	445	1842	1460		74296	25
1765	358	1716 1. Jüdinn.	1612		75521	19
1766	369	1696 3. Juden, 1. Judenmädgen.	1801			
					76904	27
1767	352	1690	1605		79025	24
1768	298	1620	1678		77582	23
1769	338	1676 1. Jude, 1. Jüdinn.	1943			
					75623	20
1770	337	1751	1660		71748	31
1771	272	1542 1. Jüdinn.	1821			

STRASBOURG

Jahr.	Getraute.	Getaufte.	Begrabene.		Kommunikanten.	Ordin.
1772	208	1190	3052	in der Theurung.	66710	24
1773	384	1321 1. Jude.	1696		66531	29
1774	391	1611	1414		65607	22
1775	376	1536	1388		66574	21
1776	416	1599	1482		66665	22
1777	367	1633 1. Jüdinn.	1758		67054	22
1778	388	1562 1. Jüdinn.	1896	Kriegsunruhen.	68368	41
1779	410	1508 2. Juden, 2. Jüdinnen.	1984		65326	32
1780	423	1651 1. Jude, 2. Jüdinnen.	1621		66176	26
1781	411	1601 1. Jüdinn.	1640		67195	23
1782	390	1655 1. Jüdinn.	1704		65353	21
1783	339	1624	1952		66119	25
1784	356	1609 2. Jüdinnen.	1652		64246	18
1785	337	1580 1. Jüdinn.	1749		63511	27
1786	333	1525	1593		61149	24
1787	329	1560	2138	Blatterseuche.	60609	20
1788	349	1516 1. Jüdinn.	2009	Faule Fieber.	56787	25
1789	358	1439	1559		58422	33
1790	367	1533	1626		56432	27

Bibliothek

Anmerkungen.

Anmerkungen.

1) Die Ursache, warum von 1647. an die Anzahl der Kommunikanten beträchtlich gewachsen ist, da doch die Anzahl der Getrauten, Getauften und Begrabenen verhältnißmäßig gar nicht zugenommen hat, ist diese, daß erst von diesem Jahre an die Kommunikanten-Anzahl von Altdreßden, (jetzt Neustadt,) zu dem allgemeinen jährlichen Verzeichnisse mit eingegeben wurde.

2) Man wird bei den mehresten Jahren, sonderlich des jetzigen Jahrhunderts, bemerken, daß die Summe der Begrabenen die der Getauften sehr übersteigt. Ueberhaupt finden die bekannten Ursachen, warum gewöhnlich in großen Städten mehr Personen, als in kleinern und auf dem Lande versterben, auch in Dreßden statt. Außerdem macht es die große Menge solcher Personen, die bei geringen Einkünften und dem gewöhnlich ziemlich hohen Preiße aller Lebensmittel unverheirathet zu bleiben genöthigt sind, so wie die auf 3500. Mann ansteigende Garnison, von welchen auch bei weiten der wenigere Theil verheirathet ist, sehr begreiflich, daß ohne eben auf hiesige Policeianstalten und auf die Fürsorge für das Leben und die

Gesundheit der Einwohner einen nachtheiligen Schluß zu machen, die Anzahl der Begrabenen die Anzahl der Getauften übersteigen muß. Hierzu kommt aber auch noch die besondere Ursache, daß unter den Begrabenen dieses Verzeichnisses die Leichen der Katholischen Gemeinde, die man auf 6 bis 7000 Seelen schätzt, mit begriffen, unter den Getauften aber die in der Katholischen Hofkirche getauften Kinder nicht mit aufgeführt sind. Sonst würde die Zahl der Getauften die Zahl der Begrabenen ziemlich erreichen, und in manchen Jahren übertreffen.

3) Die Anzahl der unehelichen Kinder macht gewöhnlich den 6ten Theil aller Getauften, auch wohl noch etwas mehr aus. So waren z. B. im Jahr 1790. unter 1533 Getauften, 260 Uneheliche. In dem Entbindungsinstitute und in den Kasernen sind deren allein 140 zur Welt gekommen.

4) Der Juden, die sich in Dreßden immer auf 1000 Seelen und drüber belaufen können, ist in Ansehung weder der Gebohrnen, noch der Begrabenen in diesem Verzeichnisse mit gedacht worden.

5) Es läßt sich daher um deswillen sowohl, als weil in einige Dreßdner Kirchen, nämlich in die Frauen- Annen- und Neustädter Kirche, verschiedene Dorfschaften eingepfarret sind, deren Getaufte und Begrabene mit unter der Hauptsumme stecken, die wahre Volksmenge von Dreßden aus den jährlichen Angaben der Begrabenen nicht zuverläßig berechnen. Doch läßt sich das gewöhnliche Vorurtheil, als habe Dreßden in seinen blühendsten Jahren, vom Jahr 1740. bis zum Jahr 1755. fast noch einmal so viel Einwohner, wie gegenwärtig, gehabt, daraus ziemlich überzeugend widerlegen. Denn da die jetzige Volksmenge nach der neuesten Zählung 53000 Seelen beträgt, und gewöhnlich 16 bis 1700 Menschen jährlich begraben werden; so kann nach diesem Verhältnisse in den angezeigten blühendsten Jahren dieser Residenz, da man jährlich im Durchschnitte, (Jahre von besonders großer Mortalität, wie das 1746ste, ungerechnet) 21 bis 2200 Leichen hatte, die Volksmenge doch kaum die Anzahl von 70000 Seelen erreicht haben. So viel ist gewiß, theils daß seit dem 7jährigen Kriege die Einwohneranzahl in Dreßden nicht viel, weder ab- noch zugenommen haben kann,

theils daß Dreßden allein durch den 7jährigen Krieg in seiner Volksmenge verlohren, da sämtliche Churſächßiſche Provinzen, welche zu Anfange dieſes ſchrecklichen Krieges nur 1695226 Seelen hatte, dermalen auf 300000 mehr zählen, und alſo ſehr ſichtlich gewonnen haben.

6) Im Ganzen genommen, iſt die Mortalität in Dreßden für eine große Stadt immer nicht ſehr beträchtlich. Man ſieht auch aus den wöchentlichen Todtenliſten, daß unter 30 Verſtorbenen gewöhnlich 5. 6. und oft mehr, ſiebenzig, achtzig, und mehrjährige Leute ſind, welches doch wohl den guten Polizei- und Medicinalanſtalten, man ſei auch ſo undankbar dargegen, als man wolle, mit zuzuſchreiben iſt, ſo wie die häufigen Kontagionen im vorigen Jahrhunderte das Gegentheil vermuthen laſſen.

4.

Preißfragen.

Göttingen. Die hiesige Königl. Gesellschaft der Wissenschaften hat auf den November 1793. folgende Preißfrage aufgegeben. „Sie wünscht durch eigene, sorgfältig angestellte und getreulich erzählte Erfahrungen erforscht und erwiesen zu sehen, was den Unterschied zwischen der sogenannten Blasen- und Lebergalle in Absicht auf ihre Bestandtheile und die Art ihrer Mischung ausmache? Ob die Galle in Säugthieren eben so beschaffen sei, als in Vögeln, Amphibien und Fischen? in fleischfressenden eben so, als in grasfressenden und solchen, welche ihre Nahrung aus beiden Naturreichen wählen? in widerkäuenden eben so, als in nicht widerkäuenden? Ist sie es nicht, worin liegt der Unterschied in Absicht auf ihre Bestandtheile? Und was lassen sich für Folgerungen für die Bestimmung der Galle im thierischen Körper und für ihre Heilkraft, was für Vorsichtsregeln bei der Anwendung der mit der Galle anderer Thiere angestellten Versuche

auf den menschlichen Körper daraus ableiten?“ Die Schriften müssen bis Ende des Sept. 1793. eingehen. Der Preiß ist 50 Ducaten.

Erfurt. Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat bei näherer Prüfung der Preißfrage: Wie man auf eine leichte, nicht allzukostspielige Art den Landwundärzten einen bessern und zweckmässigern Unterricht beibringen könne, den ausgesetzten Preiß von 100 rh. unter den Herrn D. und Prof. der Chirurgie und Hebarzenei zu Freyburg, Mederer, und den Herrn D. Johann Joseph Kausch, Kreisphysikus zu Militsch in Oberschlesien, vertheilt.

Wien. Die von der K. K. medicinisch-chirurgischen Akademie aufgegebene Preißfrage: Welche Ursachen können eine geringe, durch scharfe oder stumpfe Werkzeuge verursachte Wunde gefärlich oder tödtlich machen? hat der K. K. Oberchirurg, Hr Eker, am besten beantwortet, und die goldene Medaille, 80 fl. am Werthe, erhalten.

London. Die hiesige Königl. Gesellschaft der Aerzte hat die Fothergillsche Medaille, 10 Guineen

Guineen am Werth, für das Jahr 1792. auf folgende Frage gesetzt: Welches sind die Wirkungen der mineralischen Gifte auf lebendige Thiere, und besonders auf den Menschen, sie mögen innerlich oder äuserlich angebracht werden? Welches sind die sichersten Gegenmittel? Eben so ist die Preißfrage für das Jahr 1793. über die Pflanzengifte, für das Jahr 1794. über die Thiergifte, und für das Jahr 1795. über die Luftgifte bestimmt. Man wünscht, daß wirkliche Versuche und Thatsachen zum Grunde geleget, die specifischen und charakteristischen Symptomen eines jeden besondern Giftes genau angegeben, und dadurch praktische Aerzte bei Ausübung der Kunst und in gerichtlichen Fällen fester gemacht werden. Die Abhandlungen können in lateinischer, englischer oder französischer Sprache vor dem 1. Nov. an den Secretär eingesandt werden. — Auch wird die Gesellschaft jährlich 2 silberne Medaillen, eine für die beste Abhandlung von einem ordentlichen Mitgliede der Gesellschaft, die andere für den besten Aufsatz von einem Korrespondenten, zuerkennen.

Marseille. Die hiesige Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, hat für das J. 1792. die Preißfrage aufgegeben: Welches sind die einheimischen Pflanzen in dem Gebiete von Marseille, und in wie weit muß man sie beim medicinischen Gebrauche den ausländischen vorziehen?

Lyon. Die Königl. Akademie der Wissenschaften und Künste hat in der Sitzung vom 7. Decemb. v. J. über die nähere Bestimmung des Pflanzengeschlechts, Stellatae, nach Arten, Gattungen und Varietäten, in wiefern sie in Europa wachsen, ihre Beschreibungen, Angaben der Synonymen ꝛc. den ersten Preiß oder die goldene Münze dem Herrn D. Anthoine zu Manosque, den zweeten Preiß oder die silberne Münze dem berühmten Herrn Willemet, Professor der Kräuterkunde und Chymie zu Nancy. Die neue Preißfrage ist: Quelles sont les causes de la seve dans les arbres au printemps, et celles de son renouvellement dans les mois d'Août ou de Iuillet suivant le climat? Der Preiß, eine goldene Schaumünze von 300 Livres, wird 1791. am Ludwigsfe-

ste

ste ausgetheilt. Die französisch oder lateinisch aufgesetzten Schriften müssen bis zum 1. April frei an den beständigen Secretär, Herrn Claret — la — Tourrette, eingehen. — Für das Jahr 1792. die Preißfrage: Trouver le moyen de rendre le cuir impermeable à l'eau, sans alterer sa force, ni sa soupleſſe, et sans en augmenter sensiblement le prix. Der Doppelpreiß von 300 Livres ist unter obigen Bedingungen zu erwarten. Die Schriften müssen bis zum 1. April 1792. eingehen. — Noch ein anderer Preiß von dem nämlichen Werthe, die Einsendung zur nämlichen Zeit, die Preißbestimmung am Feste des heil. Petrus, über folgende Frage: Une description geographique et mineralogique du Departement de Rhône et Loire, qui puisse servir de base à la carte minéralogique de ce departement, et qui designe avec précision la nature des pleines et des montagnes, en indiquant les sources minérales, les filons, les carrieres et les minéraux ou fossiles les plus remarquables qu'elles contiennent.

Erlangen. Die Kaiserl. Akademie der Naturforscher hat die Preißfrage, Vera notio et

cura

cura morborum primarum viarum, kurz und gründlich zu beantworten, aufs neue aufgegeben. Die Schriften müssen bis zum 1. Octob. 1791. an den Präses, Herrn Geheimde Hofrath von Delius, oder an einen Adjunct abgegeben werden. Der Preiß, eine goldene Schaumünze, 20 Ducaten an Werth, wird den 5. Jenner 1792. erkannt.

Paris. Die Königl. Medicinische Gesellschaft hat in ihrer Sitzung den Preiß über die Frage, Determiner, s'il existe des maladies veneriennes, dem Herrn Prof. Rougemont in Bonn, und das Accessit dem Herrn Amoreux, — über die Frage, Determiner quelles sont les maladies, dont le systeme des vaisseaux lymphatiques, dem Herrn D. Pujol zu Castries, ertheilt.

Aufs neue ist die Frage wieder aufgegeben: Rechercher quelles sont les causes de l'endurcissrment du tissu cellulaire, auquel plusieurs enfans nouveaux-nés sont sujets, et quel doit en être le traitement, soit préservatif, soit curatif? Der Preiß ist 600 Livres. Die Schriften müssen bis zum 1. Decemb. 1791. postfrei an den beständigen Secretär, Herrn Vicq d'Azyr eingehen.

Ganz

Ganz neue Preißfragen sind folgende.

1) Determiner d'apres les decouvertes chimiques modernes et par des experiences exactes, qu'elle est la nature des alterations que le sang éprouve dans les maladies inflammatoires, dans les maladies febriles putrides et dans le scorbut? Der Preiß ist 600 Livres. Die Schriften werden bis zum 1. Mai 1792. angenommen.

2) Herr Salva, Secretair der medicinisch-practischen Gesellschaft zu Lissabon, setzte bis zum 1. Decemb. 1791. den Preiß von 400 Livres und 150 Livres für das Accessit über folgendende Frage: Ya-t-il quelqu' analogie entre le scorbut et les fièvres de prison de Pringle, les lentes nerveuses d'Huxham, ou celles des vaisseaux decrites par d'autres auteurs, et de quelle utilité cette recherche peut-elle être pour le traitement de ces differentes espèces de maladies?

3) Ein Preiß von 600 Livres über folgende Frage: Determiner, s'il y a des signes certains, par les quels on puisse reconnoitre que les enfans naissent infectées

de

de la maladie venerienne, dans quelles circonſtances elle ſe communique des mères infecteés aux enfans, de ceux-ci aux nourrices, et reciproquement, quelle eſt la marche de cette maladie comparée avec celle dont les adultes ſont atteints, et quel doit en être le traitement? Die Schriften werden bis zum 1. Mai 1792. erwartet.

4) Ein Preiß von 400 Livres, ohne beſtimmte Zeit, auf folgende Frage: Determiner quelles ſont, relativement à la temperature de la ſaiſon et à la nature du climat, les précautions à prendre pour conſerver la ſanté d'une armée vers le fin de l'hiver et dans les premiers mois de la campagne, à quelles maladies les troupes ſont le plus expoſées à cette époque, et quels ſont les meilleurs moyens de traiter ou de prévenir les maladies?

5.

Medicinalinstitute.

Kopenhagen. Der Herr Hofmedicus und Professor **Tode**, ingleichen der Stadtphysicus, Herr D. **Mangor**, haben gemeinschaftlich eine Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen und Erstickten errichtet.

Wien. Durch die Gnade und tolerante Gesinnungen des Kaisers haben die Juden die Erlaubniß bekommen, Doctoren der Philosophie, Medicin und Rechte zu werden. In letzterer Eigenschaft können sie auch die Advocatur für Juden und Christen übernehmen.

Berlin. Der König hat, auf Ansuchen des Herrn Marggrafen von Anspach-Baireuth, den Studirenden aus den Preußl. Staaten ausschließlich erlaubt, auf der Universität Erlangen zu studiren.

Erlangen. Der Marggraf von Anspach-Baireuth hat verordnet, daß die einheimischen Kandidaten der Medicin vor der Promotion eine öffentliche Section und Vorlesung hal-

ten, und daß die vorkommenden Mißgeburthen oder seltene Ausartungen zur Untersuchung und Aufbewahrung auf das anatomische Theater aus beeden Fürstenthümern eingesandt werden müssen.

Paris. Die Korrespondenz der Königl. Medicinischen Gesellschaft ist in Departements, Districte und Kantone eingetheilet worden, nach dem Muster der Nationalrevolution, zur bessern Erleichterung der Arbeiten.

St. Petersburg. Hier ist noch v. J. von dem Kaiserl. Medicinischen Kollegium eine Apothekertaxe, nebst Apotheker- und Hebammenverordnung, und Taxe, in rußischer und deutscher Sprache erschienen.

Bonn. Eine Stunde von hier, zu Godsberg, hat man eine Quelle entdeckt, welche jener von Pouhon in Spaa gleich kommen soll. Eine Gesellschaft Cöllnischer Kaufleute hat dieselbe für 2000 Livres in Pacht genommen, und läßt die nöthigen Anstalten treffen.

6.

Die Maranen sind die wahren Stammväter der Lustseuche von 1493. Ein Fragment.

Die Liebe hat ihren Freunden schon manchen empfindlichen Streich gespielt, und der kleine schalkhafte Amor durch Köcher und Pfeile das empfindsame Herz verletzt, die Ruhe des Lebens getödtet, und die glückliche Zufriedenheit auf immer verscheucht. Hätte nur nicht mit diesem harmvollen Leben auch die Gesundheit der Liebenden unendlich gelitten! Man mag sich diese süße Schwärmerei, welche uns die Dichter so reizend schildern, und die empfänglichen Jünglinge sorgenlos auffassen, platonisch oder physisch denken; so ist sie immer die Quelle unzähliger Leiden. Liebe in der Einbildung, wenn sie je wirklich statt hatte, war ein gefährliches Seelenfieber, das sich zuletzt mit Nervenschwäche, Wahnwitz und Narrheit endigte. Die Heiligen in der Thebaischen Wüste waren phantastische Wollüstlinge. Sie fühlten die erwachenden Naturtriebe, und die religiöse Schwärmerei schuf ihnen aus reizenden Mädgen ver-

führerische Teufel. Die Schilderung ihrer überspannten Christusliebe ist das treue Gemälde der Natur, welche sie bis in die traurigsten Einöden, in die finstern Zellen und an die geheimsten Orte verfolgte, die Versuchungen sind die emporstrebenden Gefühle, welche sich durch Brevier und Fasten nicht zernichten lassen, die Träume, für welchen sie aufbeben und erschrecken, sagen dem Leser deutlich, wie viel der Geschlechtsdrang über freiwillige oder hierarchische Entsagung vermag. Wer sich dem Heilande zu Liebe combabusiret, oder dem ungestümen Versucher mit der Geißel ausweichen muß, der ist gewiß an Seele und Leib krank, ein Bedlamsbruder, ohne daß er es weiß oder glaubt, und auf immer verloren. Verliebte in der Einbildung gehören in die Wohnungen der Unheilbaren.

Die physische Liebe ist Arzenei und Gift, je nachdem man es nimmt. Ein mäßiger Gebrauch erquickt den Körper, und macht den Geist heiter, ein übermäßiger untergräbt Nerven- und Muskelkraft, umnebelt die Seele, schwächt das Denken, und stürzt zuletzt in Auszehrung und Grab. In dem Becher der Wollust sitzt auf dem Grunde Verderben und Tod. Sie ist bei dem ersten Anblicke reizend,

sanft

sanft und lockend, in der Folge gefärlich und schreckend, wie der Meduſenkopf in der Fabel. Am schrecklichſten ſind die Nachwehen, welche auf die unreine Umarmung folgen. Das Freudenmädgen war von jeher verdächtig. Sie nimmt, giebt und verintereßiret das angelegte Kapital reichlich, und läßt nach dem Genuſſe das traurigſte Andenken zurück. Sie giebt durch Einimpfung das Gift vielfach wieder, das ſie aus Unbeſonnenheit einſchlürfte, und impeſtiret das ganze Leben, vielleicht ganze Generationen. Häßliche Krankheiten an den geheimen Orten waren mehr oder weniger das Antheil der Liebenden, nur in jedem Jahrhunderte verſchieden und vielfältig modificiret. Zu viel Genuß konnte ſchwächen, aber unreiner Genuß mußte den Venusrittern die ſchimpflichſten Merkmale des Treffens eindrücken. Kampf und Sieg läßt ſich ohne Wunden nicht denken, aber ſie ſind bösartig, nicht ſelten unheilbar, ſo bald ſich mehrere in den Streit und Beſitz miſchen. Daher finden ſich ſchon in den Denkmälern des Alterthums und in den Schriften des Mittelalters unverkennbare Spuren der ſchändlichen Wolluſt, ähnlich der Luſtſeuche durch die angegriffenen Stellen, durch die Mittheilung im Beiſchlafe mit unreinen Frauenzimmern, durch die äuſerliche Form und Materie;

Aber dies ist nicht die Lustseuche von 1493. Der ähnliche Focus macht noch nicht Identität des Uebels. Aehnliche Localübel der Vorzeit geben den neuen verwandten Geschlechtskrankheiten den alten und bekannten Nahmen, aber für die neue Verunreinigung hatte man keinen besondern Nahmen, und wußte man keinen zu finden, der das ganze Gemälde umfaßte. Man begnügte sich den Hauptzufall zu fassen, welcher sich bei den Angesteckten an der Haut zeigte, oder hielt sich an die Nation, bei welcher solche Siegeszeichen allgemein waren. Man stritt sich über Namen und Entstehungsart, über Ursachen und Mittel, ohne die reine nackte Wahrheit zu finden. Eine stete Ebbe und Fluth von Meinungen sagt uns wenigstens so viel, daß die Zeitgenossen die neue Seuche nicht in der Form und Maaße vorher gesehen hatten, ganz betroffen staunten, und ungewiß blieben, von wannen sie kam. So benimmt man sich nicht bei Erblickung alter Bekannte! Die damals einbrechende Lustseuche glich der vormaligen so wenig, als die jetzige gemeine Lustseuche der von 1493. Nichts ist historisch und factisch gewiß, als daß damals auf den Beischlaf mit den Unreinen sich venerische Uebel erzeugten und einfanden, die zum Theil vorher nicht da gewesen waren, aber theoretisch und

prak-

praktisch ist es falsch, daß der Zunder in allen Jahrhunderten und zu allen Zeiten einerlei war. Die unreinen Krankheiten hatten von je her unter sich eine nahe Verwandschaft, folglich konnten sie sich mehr oder weniger nähern, und dann erhielt die Krankheit, wie immer, von dem Hauptsymptom den Namen, von der Analogie und Empirie die Heilmethode. Der alte Aussatz und die neue Venuskrankheit ähnelten sich durch den häßlichen Hautausschlag, nur war jener im Anfange trocken, dieser mehr feucht, jener ohne Geschwüre und Gliederschmerzen, dieser mit beiden vereint, beide waren eine Zeitlang getrennt, in der Folge aber wieder compliciret. Indessen waren beide gewiß auch dem äuserlichen Ansehen nach verschieden: Denn sonst konnten und durften sich die Aussätzigen nicht für den Venerischen scheuen, oder ihre Gesellschaft verbitten.

Zu eben der Zeit, als die Lustseuche ausbrach, gab es eine eigene Witterungsconstitution, herschte in Rom eine pestartige Epidemie, welche viele Personen hinrafte. Die Erfahrung sagt, daß das herschende Fieber und der daurende Witterungsstand einen beträchtlichen Einfluß auf die dazwischen laufenden Krankheiten haben, und ihnen gewisse ungewöhnliche

Zufälle mittheilen. Es ist also sehr glaublich, daß die Pest von 1492. und 1493. der neuen Krankheit, die man Franzose nannte, die Neigung zu häßlichen Hautausschlägen und zur Ablagerung an die Leisten, an die Geschlechtstheile u. d. als charakteristische Zeichen, aufdrücken konnte; Allein es gab mehrmals Pesten, und dennoch keine ungewöhnliche Venuskrankheit. Sollte hier nicht der Zutritt eines andern Krankheitsstoffes möglich, und historisch gewiß seyn? Dies ist der große Stein des Anstoßes, der Fels des Aergernisses, die Quelle unzähliger Fehden, welche bis jetzt noch nicht beendigt sind, und durch die Hitze der Streiter noch mehr verworren werden. In historischen Untersuchungen gilt kein Vielleicht, keine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, kein witziger Einfall, keine Verbindung auf der Studirstube. Alles beruhet auf Thatsätzen, welche mehr oder weniger erwiesen, wahr oder wahrscheinlich sind, von Zeitgenossen und Augenzeugen, oder von spätern Zeugen herrühren, also mehr oder weniger Glaubwürdigkeit haben. Jene können zur Beweisführung dienen, diese nicht. An der Hand der Geschichte und der Chronologie sind wir am wenigsten in Gefar zu irren. Wir wollen die verschiedenen Hauptmeinungen prüfen, abwägen, erörtern, und dann das Resultat

sultat nach bester Ueberzeugung, ohne einige Vorliebe und ohne Rücksicht auf Autoritäten mittheilen.

Ist die Lustseuche so alt, wie die Welt? Dies ist die erste Meinung. Sie läßt sich hören. Man hat von jeher gefreiet und sich freien lassen. Man hat gescherzt, geküßt, gesucht, gefunden und genossen. Man hat eine oder mehrere Frauen, nach guter orientalischer Sitte, gehabt. Man hat bei den Tempeln der Venus Freudenmädgen gehalten, alles zu Ehren der Gottheit, und hält noch in Indien öffentliche Tänzerinnen, welche dem Manne von Geschmacke die Auswal übrig lassen. Vater Jupiter machte mitunter einen kleinen Extragang, zum großen Verdruß der lieben Juno, welche lieber Plus, als Minus auf dieser geheimen Rechnung hatte. Die reizende Venus ging gerne auf Eroberungen aus, wie alle ihre Töchter bis auf den heutigen Tag, und vertauschte ihren altväterischen Bettgenossen häufig mit einem galanten Herrn, wie die Damen vom guten Ton bis auf den heutigen Tag. Auch der fromme Mönch und die keusche Nonne — Gott vergebe den bösen Geschichtschreibern diese grobe Verläumdung! — vergaßen bisweilen ihr Gelübde, und thaten im Drange der Natur, was Adam und Eva mögen oft

gethan haben, oder der Mönch betete erst mit den Weibern, spielte nachher mit ihnen die Vesper, und absolvirte zuletzt von allen Sünden. Daher so vielfache ganz unerkannte Körperübel. Gott schickt den Seinen den Aussatz oft aus Gnaden zu, sagt Johann Nider in seinen Predigten, besonders aber den keuschen Frauen und Jungfrauen, um ihre Keuschheit zu bewahren. Auch geschiehet es oft, damit die Guten auf Erden schon die Sünde abbüßen, und der Aussatz ihnen hienieden schon das Fegfeuer werde. Und der ehrliche Simon Fish giebt zu diesem Texte den Commentar. Die Priester sind es, sagt er, welche die Lustseuche, das Verbrennen und den Aussatz von einem Weibe holen, und dem andern zuschleppen. Daher ließ Marggraf Friedrich im Nonnenkloster zu Stadt am Hof den Mönchen einen unterirdischen Gang offen, damit die armen Schwestern nicht allerdings ungetröstet blieben. Daher liegen hoffentlich, nach dem Willen der frommen Stifter, die Mönchs- und Nonnenklöster von der nämlichen Regel meistens einander gegen über oder neben an, und daher finden sich noch in hiesigen Gegenden solche unterirdische Rendesvous. Selbst die Aerzte der mittlern

Zeit

Zeit geben Fürsten und Herren, Bischöffen und Priestern, den offenherzigen Rath, wie sie sich vor, bei und nach den Umarmungen verhalten sollen, und beschreiben Krankheiten an den geheimen Theilen, welche mit den venerischen Uebeln der Folgezeit treflich übereinkommen. Man sah diese merklichen Veränderungen, und trauete kaum seinen Augen ob der Chanker, Tripper, Bubonen und ähnlicher Siegeszeichen, wußte öfters nicht, von wannen und woher sie kamen, wähnte nichts Böses von der Gattin, welche geheimen oder öffentlichen Zuspruch gehabt, und hinlängliche Tröstung erfahren hatte, und hielt den venerischen Tripper für den Gichttripper. Und die liebe Frau sprach dazu Ja und Amen, schickte aus herzlichen Wohlwollen den lieben Mann zur Erholung aufs Land oder zu den Vettern, um durch dies kleine Intermezzo sicher in den Stand der Reinigung zurück kehren zu können.

Die Liebe hat alsb von jeher ihr leidiges Thun und Wesen unter den Menschenkindern gehabt, und manches Unheil gestiftet: Aber dies war nicht die Lustseuche von 1493. worüber man streitet. Höchstens finden sich örtliche Uebel, welche auf unreinen Beischlaf folgten, und den nachher so benahmten venerischen

Zufäl-

Zufällen in etwas ähnlich sahen; Aber das Ganze, wie es um diese Zeit sich darstellte, war vorher nicht da gewesen, und machte eine ganz neue Seuche aus, deren Entstehungszunder ein fremdartiger, ungewöhnlicher und durch den Beischlaf vorzüglich mittheilbarer Stoff seyn mußte. So lange man sich unter venerischen Krankheiten keine Identität denkt, sondern nur ein ähnliches Uebel, als Kind der natürlichen oder unnatürlichen Wollust; so läßt sich diese Behauptung von dem hohen Alterthum der Sache immer vertheidigen. So lange man von dem historisch richtigen Satze ausgehet, unreiner Beischlaf, er geschehe in öffentlichen und autorisirten Buhlhäusern, oder Privathäusern, mit verheiratheten Damen oder Freudenmädchen, welche am Markte oder in der Brodtbank müßig stehen, hoch coeffiret oder einfach gekleidet sind, hohe oder niedere Preiße machen, sich monathlich versprechen, oder den glücklichen Zufall abwarten, ist immer eine mißliche Lotterie, woraus sich nach den Umständen Amben und Ternen ziehen lassen; so lange bestehet auch die wahre Folgerung, daß es zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten eine Art Lustseuche kann gegeben haben. Nur fehlt der sichere historische Beleg und das vollständige Krankheitsgemählde, wodurch alle

Zweifel

Zweifel gehoben, und alle Dunkelheiten zerstreuet werden. Kein Arzt und Geschichtschreiber am Ende des funfzehnten Jahrhunderts sieht in der ausbrechenden Venuskrankheit eine alte Bekannte. Sämmtliche Herren staunen dieselbe an, entsetzen sich vor dem häßlichen Uebel, das den gebildetsten Menschen in ein Scheusal verwandelte, und fliehen den Umgang, aus Furcht, daß ihr Odem und Zimmer, wie die Pest, anstecke. Die Lustseuche von 1493. hatte also nichts mit der vorigen gemein, als unreinen Beischlaf, Ansteckung und Aehnlichkeit einiger Symptomen. Die Ursache war nicht die nämliche, war Jedermänniglich verborgen.

Ist die Lustseuche von 1493. aus America oder den Westindischen Inseln gekommen? Dies ist die zweite, seit dem sechzehnten Jahrhunderte herschende, von Astruc vertheidigte, seitdem allgemein geglaubte, von Sanchez erschütterte, von Hensler widerlegte, von Girtanner wieder in mächtigen Schutz genommene, und seitdem von mehrern Aerzten nachgebetete oder mit andern verwebte Meinung.

Es ist viel für und wider gesagt, aber die Sache selbst noch nicht bis zur Evidenz gebracht worden,

worden, aus der kleinen Ursache, daß die actenmäßige Belege aus dieser Zeit fehlen, und die historischen Beweise größtentheils hinken.

Die Seuche, welche am Ende des funfzehnten Jahrhunderts ganz unvermuthet ausbrach, und durch ihre Folgen auf die ganze Heilkunde wichtig wurde, war schlechterdings nicht das, was wir jetzt Lustseuche nennen, und in kurzem nicht mehr das, was sie bei ihrer ersten Erscheinung war. Sie hat seitdem vielfältige Verwandelungen und Umwandelungen erlitten, sich immer unter neuen Gestalten geäußert, neue Symptomen hervorgebracht, vielfachen Stoff zum Zanken über diese oder jene Ansteckungsart oder Heilmethode veranlaßt, und sich am Ende hinter den Schleier versteckt, oder, wie die Wiener Mädchen im Entbindungshause, die Maske vorgehalten, um dem gierigen Auge des Forschers zu entgehen. Dies ist die Klippe, woran die Unternehmer und Prüfer vielfältig gescheitert haben.

Girtanner leitet diese scheußliche Pocken oder böse Blattern, wie sie von den damaligen Beobachtern ist benahmt worden, aus Hispaniola ab, giebt die Gefährten des Colon nach ihrer ersten Zurückkunft, als Verpflanzer

pflanzer des amerikanischen Uebels auf europäischen Grund und Boden, unbedingt an, beruft sich auf Spanische Geschichtschreiber, nennt Barcelona, Lissabon, Sevilla und Gallizien, als die ersten venerischen Pflanzstädte, und den 4 März 1493. als den fatalen Tag, welcher die Lustseuche aus der neuen Welt nach Europa überbrachte. Hensler, auch ein Geschichtforscher dieser Seuche von bewährter Kritik, Treue und Kaltblütigkeit, sucht den ersten Ursprung in Italien, verwirft die aufgestellten Spanischen Zeugen, weil sie insgesammt später sind, und sagen, was man im sechzehnten Jahrhunderte glaubte oder sich überreden ließ, und zeigt aus der Geschichte einleuchtend, daß zween Deutsche, Leonhard Schmauß, ein Arzt zu Salzburg (1518.), und Ulrich von Hutten, ein berühmter Ritter und von der Lustseuche geplagter Mann (1519.) mit dem neuen Heilmittel (Quajak oder Franzosenholz) auch die erste Quelle in Hispaniola gefunden haben wollten.

Es kann das Uebel immer zu der Zeit in jenen Gegenden geherrscht haben, und eine wahre Lustseuche gewesen seyn. Aber der Streitpunct bleibt unverrückt, daß sie aus Europa ebenfalls könne auf der zwoten und dritten

Fahrt

Fahrt des Colon nach America durch die Spanier eingebracht seyn. Es kann und darf blos die erste Ankunft des Colon im Frühlinge 1493. zur Entscheidung dienen. Hat er dort eine neue Seuche durch den Beischlaf mit den eingebohrnen Weibern aufgefangen, welches, nach der Denkart und Sitte der Matrosen und Schifssoldaten in allen Zeiten und Ländern, immer der traurige Fall war; Hat er viele Behaftete mitgebracht, welche den Neugierigen und Aufsehern nicht lange verborgen bleiben konnten, warum findet sich kein vollgültiger Zeuge, außer Oviedo, 25 Jahre nachher? Warum weiß der funfzehnjährige Page Oviedo am Hofe mehr, als der Anführer Colon und Peter Martyr von Anghiera, ein Mann von reifern Jahren und Geschichtschreiber dessen, was damals am Hofe zu Barcelona vorgieng? Unter den spätern Schriftstellern sagt Gomara von 1519.: Die Bubas kommen aus Indien, und die Pocken aus Spanien. — Die Spanier bezahlten den Indiern die Bubas in Pocken, eine Krankheit, die sie nicht hatten, und unendlich viele tödtete. Wenn dies historisch richtig ist; so sind Bubas und venerische Pocken zwo verschiedene Dinge, jene aus America nach Europa, diese aus Europa nach

America

America gebracht. Gesetzt also, die Bubas waren schon 1494. in S. Thomas gemein; Gesetzt, dieselbe wurden 1496. aus Hispaniola nach Burgos in Spanien, und von da mit der Armee nach Italien gebracht; so bleiben dennoch immer Zweifel genug über die Richtigkeit der Thatsache und der identischen Natur dieses Giftes übrig.

Dieser Knoten ist leicht aufzulösen. Die neue Seuche, sie heißen **Blattern, Pocken, Franzose** oder **Lustseuche**, (dies sind die successiven Namen nach der Zeitordnung) waren schon 1492. oder 1493. in Italien, also ehe noch ein Spanischer Soldat dahin kam: Denn der Spanische General **Gonsalva de Cordova** landete erst den 24. Mai 1495. in Sicilien. Es bleibt also die einzige Möglichkeit übrig, daß der eine oder andere Schifsgenosse des **Colon** den Rest der angeblichen americanischen Seuche auf der Pilgrimschaft nach Italien brachte, aber die Wirklichkeit liegt noch in tiefem Dunkel. Denn der strenge Forscher fragt mit Recht: Hat es je einen solchen gegeben? Wie hieß er? Wen hat er in Spanien oder Italien angesteckt? Wie ist es möglich, daß die wenigen Personen, welche von ihm den Maalschatz der traulichen Umarmung trugen, in kur-

zem ganze Armeen und ganz Italien mit dem gefährlichen Zunder versorgen konnten? Dies sind undurchdringliche und unübersteigliche Hindernisse, welche sich mit einem Vielleicht nicht so leicht entfernen lassen.

Auch der erste generische Volksname der neuen Seuche, Franzose, (Morbus Gallicus) widerspricht der entferntern Ableitung aus America oder Spanien. Die erstern Unreinen mußten doch am besten wissen, woher die Schlange kam, welche sich unvermuthet anhing. Das Uebel veroffenbarte sich im Großen zuerst bei der Französischen Armee. Diese ging unter Karl VIII. den 25 August 1494. von Vienne nach Italien, zog durch die Lombardei und Toscana, und kam zu Ende des Jahrs in Rom an. Niemand kannte und dachte sich einen Spanier, als Urheber. Der wechselsweise Schimpfname, Spanische Krankheit, kommt nicht vor dem Jul. 1495. vor, wo die Gefechte zwischen den Franzosen, Venetianern und Mailändern, zwischen den Franzosen und Spaniern vorfielen. Nun erst wird die Ansteckung gemeiner, und jede Nation scheint aus Haß oder leidiger Erfarung der andern die häßliche Krankheit zur Last zu legen. In Frankreich werden erst 1496. ernstliche Policeianstalten dagegen

gegen getroffen, welche Furcht und panischen Schrecken an der Stirne tragen. Der Franzose hatte das Unglück, zuerst in Italien davon angegriffen zu werden, und mußte wider Verdienst dem Kinde den Namen hergeben, ohne zu wissen, wie er zu der Ehre kam. Der Spanier erhielt angeblich von jenem die Seuche, (denn er brauchte den Volks- oder Spottnamen, Franzose) wie ist es denkbar, daß derselbe ein seit Colon's Rückkunft in Spanien einheimisches Uebel erst in Italien wieder finden, und nicht bei desselben Erblickung den alten Bekannten und Landsmann sogleich wieder erkennen konnte?

Je weiter wir also in der Untersuchung des Americanischen Ursprungs fortrücken, desto mehr trübe Wolken umziehen den Horizont der Wahrheit. Jeder Schritt wird unsicher, den man wagt. Jede Behauptung wird grundlos, so lange Geschichte, Chronologie und Analogie entgegen sind. Jede Aeuserung wird mangelhaft, da die originellen Belege fehlen, und nicht herbei geschaft werden können. Zuletzt bleibt kaum ein geringer Schein von Wahrscheinlichkeit übrig, welche bei der Fackel der Kritik ebenfalls schwindet. Der Americanische Ursprung muß entweder bessere Stützen bekommen, oder

die seit Jahrhunderten bestandene und ungeprüft angenommene Hypothese kann nicht länger irre führen. Herr D. Girtanner ist jetzt wieder in Deutschland, und arbeitet an einer neuen Ausgabe seiner vortreflichen Schrift über die Lustseuche. Möchte er doch alle historische Dunkelheiten glücklich aufhellen, und alle Zweifel heben?

Ist die Lustseuche von 1493. in Italien zuerst entstanden und ausgebrochen? Diese Meinung haben vorzüglich Sanchez und Hensler angenommen und zu erhärten gesucht. Nach den obigen Vordersätzen ist dies mehr, als Muthmaßung, schier offenbare Wahrheit. Historisch richtig ist es, daß die Seuche nicht in Spanien, nicht in Frankreich, sondern in Italien bei der Armee ausbrach, folglich muß zu der Zeit ein neuer Krankheitszunder eingetreten seyn, welcher von der gewöhnlichen Liebespflege nicht zu befürchten war. Hier sind unverwerfliche Zeitgenossen und Augenzeugen, meistens Italiener, welche das Uebel entstehen und um sich greifen sahen. Fulgosi (Aphrodis. p. 115.) sagt: Zwei Jahre vorher, ehe Karl (nach Italien) kam, wurde unter den Sterblichen eine neue Krankheit entdeckt, wozu die Aerzte

te in der alten Medicin weder Namen, noch Mittel finden konnten; Sie wurde daher nach den verschiedenen Ländern auch verschiedentlich benahmt. In Frankreich hieß man dieselbe die Neapolitanische, in Italien die Französische. Eben so (lb. p. 116.) spricht Elias Capreolus. Unter andern zeigte sich zwei Jahre nachher, (also 1494.) ein allgemeines und scheußliches Uebel. — Wir haben gehöret, daß diese Ansteckung, die so genannte Franzose die ganze Welt angegriffen habe. Uebereinstimmend ist Sabellicus: Bei der ersten Ankunft der Franzosen in Italien, die das Jahr vorher anhob (1493. 1494.), fing eine neue Art von Krankheit einzureißen an, welche deshalb den Namen, Franzose, bekam. Eben so genau bestimmen Nic. Leonicenus, Marcell. Cumanus und Joh. Castaneus, das Land, Italien, Pet. Pinctor, Crinitus, Nic. Massa u. a. die Zeit des Ausbruchs und die Ursache des Volksnamens. Sie gehen in der Ableitung von einander ab, wie es bei neuen und unbekannten Seuchen immer der Fall war; Sie sprechen sogar die Neapolitaner und Franzosen frei; Aber keinem einzigen Beobachter fällt es ein, bei dieser ersten Er-

scheinung der Lustseuche den Spaniern dabei etwas zur Last zu legen, oder den armen Colon, nebst der neuen Welt, in Anspruch zu nehmen. Sie lassen sämtlich, als Augenzeugen der entstehenden und fortrückenden Plage, zum Theil als geplagte Märtyrer, dies pestartige Uebel ganz unerwartet mitten in Italien hervor schießen, und begehen nur den einzigen Fehler, daß sie das Gemeinwerden bei dem Französischen Heere mit dem Ursprunge selbst verwechseln, und nicht weiter vorwärts auf den Grund gehen. Sie begehen den Trugschluß, den so mancher Venusritter bereits vielfältig gemacht hat. Er wurde durch den Beischlaf mit einem Freudenmädgen angesteckt, und klagte das unschuldige Geschöpf an, das gefälligst wieder gab, was es wider Wissen und Willen kurz vorher bekommen hatte. Wenn funfzehn Herren einerlei Geschmack haben, und zu gleicher Zeit befriedigen, — dies mag nach der ärgerlichen Chronik wohl manchmal statt finden — und der eine oder andere trägt die merklichen und unverkennbaren Spuren der Ansteckung davon; so wird die Entscheidung über den ersten Ursprung höchst schwer, wo nicht unmöglich. Der Zunder lag vielleicht im Mädgen, vielleicht auch nicht. Konnte nicht der erste, er heiße Ritter oder Knapp, das

Uebel

Uebel ihr erst einimpfen, und dann der nachfolgende aufnehmen, was jener vergessen hatte wieder mitzunehmen?

Wendet man dies auf das Französische Heer an; so veroffenbaret sich hier das häßliche Ansteckungsgift in vollem Maaße, und wird durch die Ungezogenheit der Soldaten allenthalben verbreitet. Die Herren haben sich in Italien verbrannt, haben wieder freundbrüderlichst mitgetheilt, was ihnen die böse Venus anvertrauet hatte, haben die schimpflichsten Vorwürfe leiden müssen, und können doch nicht angeben, wie dies zugehe. Ausschweifender Beischlaf war wohl bei ihnen nichts Neues, aber diese gräßliche Folge war ihnen so gut neu und unerhört, als den Italienern und Spaniern. Sie trugen ihr Hauskreuz mit Geduld, ohne der Seuche auf den Grund zu sehen.

Nun bin ich, wie Herkules, am Scheidewege. Die Wal muß getroffen und der Ausweg gefunden werden. Die Seuche sagt Hensler, hat bei und nach dem Zuge Karls VIII. nach Italien erstaunlich mehr und schneller sich fortgepflanzt. Durch Franzosen, Landsknechte und Schweizer, auch durch die ausschweifenden

fenden Sitten des Jahrhunderts, kam sie nach und nach über ganz Europa. Indessen konnten die Franzosen, die mit Karl VIII. zurück kamen, und schon 1495. in Paris die Seuche verbreiteten, oder die Venediger s. w. die Marcellus in der Cur hatte, die Seuche doch vom Spanischen Heere des Cordova noch nicht bekommen. — Nach unverwerflichen Zeugnissen, war schon 1494. die Lustseuche in Rom und Italien. Sie war bereits 1493. zu Rom und in Oberitalien, und gar schon 1492. bezeugt Fulgosi ihr Daseyn in Oberitalien. — Bis also weitere Forschungen etwas anders festsetzen, muß wohl dies Datum vom Junius 1493. als der Zeitpunct der Erscheinung der Lustseuche, einstweilen stehen bleiben. War nun das schreckliche Uebel schon vor der Ankunft der Französischen und Spanischen Kriegsheere in Italien zu bemerken; so muß irgendwo eine Quelle stecken und aufgesucht werden, wovon diese Ansteckung kam und ausging.

Die Geschichte sagt, daß in den Jahren 1492. 1493. und 1494. zu Rom und in andern Gegenden von Italien eine starke Pest

herrsch-

herschte, welche sehr viele Personen hinraffte, und nach des Leonicenus Zeugnisse, war in dem Jahre, da sich die Lustseuche zeigte, auch eine große Wasserfluth zu Rom und in Italien. Andere Schriftsteller führen die nämliche Sprache, und bezeugen das wiederholte Daseyn von epidemischen Fiebern, welche damals und noch späterhin Pest benahmt wurden. Solche starke Veränderungen, welche die damaligen astrologischen Aerzte größtentheils aus der Konstellation des Jupiter und Saturn ableiten, können und müssen auch besondere Luftconstitutionen nach sich ziehen, und dadurch Seuchen erzeugen, welche mehr oder weniger pestartig ausfallen. Jede hat dann ihr Eigenes. So eine epidemische Konstitution, sagt Hensler, gab es auch zu der Zeit, da die Syphilis erschien. Sie hatte auch ihr herschendes Fieber, und endigte sich nach Verlauf einiger Jahre. Diese Pest hält er für eine venerische Pest, weil sich die Lustseuche anfänglich, wie eine Pest, artete und schnell tödtete, wirklich eine Pest, (d. i. eine ansteckende, mittheilbare und epidemische Seuche) hieß, und die damaligen Aerzte die Franzosen in Rom sahen, wo die Geschichtschreiber die Pest schlechtweg nennen. Nun pflegen die pestartigen Fie-

ber häufig Ablagerungen an die Leistendrüsen zu machen, und die so genannten Pestbeulen zu erzeugen, und es ist sehr glaublich, daß auch hier dergleichen geschehen seyn mag. Allein warum und wie erfolgte grade jetzt auf die bekannte und gewöhnliche Ablagerung eine unbekannte und ungewöhnliche Krankheit, die so genannte Lustseuche? Hier ist der Zutritt einer besondern Ursache, die Einwirkung eines feinen und außerordentlichen Krankheitsstoffes, schlechterdings erforderlich. Ungewöhnliche Krankheiten setzen auch eine ungewöhnliche Quelle voraus.

Herr Hensler scheint in seiner meisterhaften Geschichte des Aussatzes den Aussatzstoff in den Hintergrund zu stellen. Er nimmt eine nahe Verwandschaft zwischen Aussatz und Lustseuche an, giebt nach dem Cataneus den Uebergang der letztern in die Elephantiasis zu, schließt mit Baillou: Die Lustseuche, der Aussatz und die Scropheln sind nahe verwandt, und sieht viele besondere Zufälle der Lustseuche, z. B. das Haarausfallen, den Glatzkopf, die Warzen und Leistenbeulen, den Tripper u. d. für ächte Kinder des vielgestaltigen Aussatzes an. Möchte doch dieser würdige Forscher bald die schwere und verwickelte

Mate-

Materie ganz ausführen! Ich halte mich an die Geschichte, und bin jetzt um die Natur des häßlichen Uebels unbesorgt. Negative Beweise führen öfters zu bejahenden, und wo Thatsätze zu haben sind, hält man sich an dieselben, beurtheilt ihre Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit nach der historischen Kritik, und begnügt sich an der letztern, wenn die erstere nicht kann zur vollkommenen Evidenz gebracht werden.

Völkerwanderungen haben von jeher große Revolutionen in den Staaten und Sitten, in der Denkungs- und Handlungsart der Nationen gemacht. Gefärliche und ansteckende Seuchen gingen gemeiniglich voran, oder folgten unausbleiblich nach. Die Geschichtschreiber haben dies meistens nur im Vorbeigehen bemerkt, und die Aerzte sich zu wenig darum bekümmert, weil die goldene Praxis ein leichterer und mehr gebähnter Weg zu Rubeln ist, als eine mühsame und dornichte Geschichtsforschung. Da, wo große Kriegsheere einher zogen, waren Pesten, Fleck- und Faulfieber nicht selten. Die Aethiopier brachten zu des Hippokrates Zeiten die Pest nach Griechenland, und im Jahr 572. der christlichen Zeitrechnung liessen die Habassinier, als sie in Arabien einfielen, die Pocken und Masern, den Friesel und die Hundswuth

wuth zurück. Mit den Wanderungen und Eroberungen der Saracenen kamen auch neue Krankheiten aus dem Orient in den Occident. Der Aussatz, eine von uralten Zeiten her bis auf den heutigen Tag in Africa einheimische Krankheit, ging mit den auswandernden Juden in das neue Land, durch die Kriege und Heere aus Kleinasien nach Rom, durch die schwärmerischen Kreuzzüge nach Europa, und nach Großjava in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts über. Wo nicht Kriege oder ganze Völkerwanderungen im Spiele sind, hat Kaufmannsinteresse, Handel und Gewerbe, vorzüglich der Sclavenhandel, zur Fortpflanzung häßlicher und ansteckender Krankheiten treflich gedienet. Der letztere hat den Aussatz mit seinen Abarten aus Africa nach den Westindischen Inseln und nach America versetzt, hat Lustseuche, Pocken und ähnliche Uebel in fremde Gegenden und unbekannte Länder gebracht, und dadurch große Verwüstungen, und die schrecklichste Entvölkerung angerichtet. Bei dem Ausbruche der Lustseuche geschiehet etwas Aehnliches. Das neue Uebel wird epidemisch und ungezogen, wie die Kinderpocken unter den Wilden, und die meisten Angesteckten werden traurige Opfer des Todes. Die einbrechenden Kriegsheere hatten die gräßliche Krankheit nicht,

als sie nach Italien kamen; Es muß also eine andere Quelle sich auffinden lassen. Sollten nicht die 1492. aus Spanien vertriebenen und einige Zeit vorher durch Italien nach Africa gewanderte Maranen die Stammväter der damaligen Lustseuche gewesen seyn?

Spanien war, laut der Geschichte, zum Theil viele Jahrhunderte hindurch in der Gewalt der Saracenen. Diese wichen endlich der zunehmenden Macht der Christen, und hielten sich in Granada am längsten. Ein großer Theil der Mauren (so hießen sie von ihrem Mutterlande Africa, nachher auch Maranen) bekannte sich endlich aus Noth und Furcht zum Christenthum. Sie waren Christen zum Schein, wie die meisten Neubekehrten in den Missionen, und so gute Katholiken, wie die durch Dragoner und Galeeren umgewandelte Hugenotten in Frankreich. Sie waren noch immer Mohren und Juden, wie vorher. Daher kommt in der Römischen Kanzelleitaxe noch jetzt das verpönte Religionsverbrechen, Crimen Maraniae, vor. Ihre Christusreligion wurde zuletzt den Regenten verdächtig. Aus Religionseifer oder Politik gedrungen, eroberten Ferdinand und Isabella das Königreich Granada, und jagten alle Einwohner durch ein

schar-

scharfes Edict im Merz 1492. aus dem Lande. Diese zogen sich zum Theil nach Portugall und an die Küste von Africa, ein anderer Theil ging durch Italien nach Africa hinüber. Diese Maranen campirten, nach des Infessura Zeugniß, im Jun. 1493. in großer Menge vor dem Appischen Thore unter Zelten, schlichen sich heimlich in die Stadt Rom, so gar mit Protestation des Spanischen Gesandten, und verursachten sogleich eine Pest. An dieser und an der Ansteckung der besagten Maranen, womit die ganze Stadt angefüllt war, starb eine beträchtliche Menge. Hier nennt Infessura, der Augenzeuge und Secretär des Pabstes Alexander VI. die Pest und auch die Ansteckung der Maranen besonders, folglich muß doch dergleichen bei ihnen sich veroffenbaret haben. Fulgosi, auch ein Augenzeuge und Zeitgenosse, sagt ausdrücklich, die Lustseuche sei zwei Jahre vor der Ankunft der Franzosen in Italien ausgebrochen, (dann bleibt nichts übrig, als die herschende Pest und der Maranenzug) diese pestartige Seuche sei zuerst aus Spanien nach Italien gebracht, und zu den Spaniern aus Aethiopien gekommen. Unter diesen Umständen fällt gewiß der Verdacht eher auf die aus Spanien vertriebenen und Italien durch-

durchziehenden Maranen, als auf die späterhin gelandeten Spanischen Soldaten oder früher eingeschlichenen Matrosen. Johann Tritheim, auch ein Zeitgenosse, versichert, der Anfang dieser Ansteckung sei bei den Spaniern zu suchen, diese hätten die Franzosen, diese wieder die Italiener, und diese endlich die Deutschen angesteckt. Gesetzt, der gute Abt irret sich im Geschlechtsregister, (denn die Italiener hatten die Lustseuche früher, als die Franzosen,) so leitet er doch, wie seine Vorgänger, die erste Quelle aus Spanien ab. Und hier finden wir in den vertriebenen Maranen die Spanier wieder. Leo, der Africaner, aus Grenada gebürtig, (um 1513.) nennt die aus Spanien vertriebene und nach Africa entwichene Juden, als Urheber der Franzosen, und die fleischliche Vermischung der Aethiopier mit diesen neu angekommenen Weibern, als den Focus, woraus alles Unheil kam. Er beruft sich so gar auf das allgemeine Nationalurtheil, daß diese Pest, wozu sie vorher keinen Nahmen hatten, sich aus Spanien herschreibe, und deshalb die Spanische Krankheit benahmt würde. Paul Jovius (1513.) in der Geschichte seiner Zeit giebt die zweifelhafte Volkssage, die Seuche sei aus der neuen Welt gekommen, und von den

damals

damals aus Spanien vertriebenen Juden nach Italien und in andere Länder gebracht worden. Die von den Spaniern abgeschiedenen, gehaßten, verfolgten und vertriebenen Mauren oder Juden konnten wohl nicht leicht das aus America gebrachte Uebel bekommen, folglich auch nicht mit nach Italien nehmen, sie mußten also ein anderes endemisches Gift bei sich führen, und den Italienern durch die Körpervermischung mittheilen: Denn dies war der ordentliche und gewöhnliche Weg der Ansteckung.

Hier finden wir ein fremdes Volk in einer fremden und heißen Himmelsgegend, Mohrischen Ursprungs, kämpfend mit den Strapazen und Folgen der erzwungenen Wanderung, von außen Pest, von innen ein ansteckendes Uebel, das sich durch den Beischlaf fortpflanzte, und durch häßliche Blattern, Geschwüre, Schmerzen u. d. verrieth, ringsum und neben ihm keinen Rival, welcher diese bis jetzt unbekannte Seuche geben und verbreiten konnte, von den Zeitgenossen und Augenzeugen förmlich angeklagt, und nirgends gerechtfertigt oder freigesprochen, verdächtig durch die ursprüngliche Abstammung aus Africa und durch die Vermischung aus Mauren und Juden. Beide Nationen

tionen schreiben sich aus Aegypten her, wo von Alters her der Aussatz und andere häßliche Hautkrankheiten, die Pest und ähnliche ansteckende Seuchen einheimisch waren. Fulgosi leitet die bei den Maranen vorgefundene Pest und nachher so benahmte Franzose aus Aethiopien d. i. aus Africa her, und so scheint sich die Möglichkeit und Wirklichkeit der Fortpflanzung gar wohl denken, die Natur dieses Giftes mag rein aussatzartig oder modificiret, oder mit dem gemeinen Pestgifte auf der Reise in Italien verbunden seyn. Der Urstoff war in Africa geboren, in Spanien seitdem, als Familien- oder Nationalübel, bei den Mauren in Grenada einheimisch, in Italien epidemisch und um sich greifend, durch die Heere in alle Lande verbreitet, und nunmehro schier unvertilgbar, wie die Kinderpocken. Auch hieß (sagt man) der Theil von Spanien, den die Mauren sonst bewohnten, Africa und Aethiopien, vermuthlich nach dem Mutterlande. Es sei! Dann kann diese gräßliche Seuche, welche so lange im verborgenen wirkte, und nun auf einmal ausbrach, auch die Spanische heißen, und von den Spaniern d. i. von den aus Spanien gekommenen Maranen abgeleitet werden. Dann läßt sich das Räthsel einigermaßen lösen, warum die eingebohrnen Spanier

dies Uebel nicht kannten, und in der Verlegenheit und Ungewißheit, worinnen sie waren, in der Folge die neuentdeckte Welt, als Mutter, Colon's Schifsvolk, als Vater, anklagten. Endemische Krankheiten sind, laut der historischen und medicinischen Beobachtung, öfters ganze Jahrhunderte in einem gewissen Lande, wie verschlossen und eingekerkert, geblieben, und bei irgend einer unerwarteten Veranlassung, Auswanderung, Vermischung der Nationen u. d. über die Gränze gegangen, sind auf einmal epidemisch geworden. Das Englische Schwitzfieber erhielt sich von 1486. bis 1526. in England, ging dann bis 1530. nach Brabant, Holland, Dännemark und Norwegen, und war 1528. in Deutschland allgemein. Die Pocken kamen durch Rußlands Einfall und häufige Auswanderungen zwischen 1767. und 1768. aus dem Rußischen Reiche nach Kamtschatka, so wie die Pest häufig durch die Kriegsheere in ganz fremde Gegenden, von den Türken zu den Russen.

So weit meine Meinung und Muthmaßung, als ich einen Fehdebrief (Frankfurt. Medicin. Wochenblatt 1790. No. 6. f.) zugeschickt erhielt. Er ist noch nicht geendigt, und der Verfasser für mich bis jetzt ein Anonymus. Ich über-

übergehe, was nicht zur Streitfrage gehöret, und halte mich an diejenigen Sätze, welche auf die Entstehung der Lustseuche durch die Maranen einigen Bezug haben. Dazu dient eigentlich die Hauptvorrede, als Basis. Die Geschichte der Saamenkrankheiten, nebst den darauf gebaueten Theorien, ein andermal.

Howard sucht den wahren Zeitpunct der Erscheinung der Lustseuche (S. 91.) entweder in dem Zeitraume der durch die Spanier gemachten Eroberung von Grenada, (dies ist wohl der Standpunct des Ausbruches, von welchem ausgegangen werden muß, die Auswanderung war das beste Verbreitungsmittel) oder der häufige Zusammenfluß von Völkern in Italien trug zur leichtern und schnellern Fortpflanzung viel bei. (Nun daran läßt sich wohl nicht zweifeln.) Die Localzufälle an den Geschlechtstheilen (S. 136.) vom unreinen Beischlafe in den Schriften der Vorzeit waren kein Anhang des Aussatzes, und die Lustseuche (S. 137.) kann kein ausgearteter Aussatz seyn. Dies mag Herr Hensler beweisen. Hier und da hat er in seiner Geschichte des Abendländischen Aussatzes (S. 226. f.) dies zu verstehen gegeben, und seine Meinung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenn sie

an der Hand einer vernünftigen Pathologie weiter verfolgt wird. Der Aussatz, sagt er, soll bei Erscheinung der Lustseuche zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts aus dem Abendlande gewichen seyn. Und wenn man nur hier kein plötzliches Erscheinen oder Verschwinden annehmen will, so ist es auch historisch richtig. Einen Salto mortale macht die Natur nirgends. Der findet sich nur im warmen Hirne des Menschen. Es erschien zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Syphilis, eine eigne Gestalt der Lustseuche, die schon zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts andern Gestalten eben der unreinen Seuche wich, die dann wieder andern Gestalten Platz machten. Die Syphilis, eine sehr allgemeine und schnell sich verbreitende, eine recht arge Krankheit, wie die ihr genau verwandten Pians es auch sind, gab dem Aussatze den ersten Stoß, und nachher schwander vor den andern unreinen Krankheiten nach und nach völlig dahin, er, der das Abendland in mancherlei Gestalt heimgesucht hatte. In der Natur ereignet sich nicht leicht was Unvorbereitetes. Und das war auch hier der Fall. Ueber den

Mit-

Mitte des 15. Jahrhunderts hin scheinen die ärgsten Aussatzarten schon nicht recht mehr gänge, wenigstens äuserst selten gewesen zu seyn. — Zu Anfange des 16. Jahrhunderts redet Joh. de Vigo häufiger und sehr umständlich von den Flechten, Grinden und Rauden. — Ich bitte nur, als Factum, zu behalten, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts, da der Aussatz sich in die Syphilis zu verschmelzen anfing, der raudige Aussatz mit seinen grindigen und flechtigen Unterarten fast nur noch allein die gangbare Aussatzart gewesen. Und da kann man es begreifen, was von Aussatz und Syphilis sonst unbegreiflich scheint, wie es zugehen können, daß so manche Aerzte in der Syphilis den Aussatz nur in einer andern Gestalt zu erblicken glaubten. — Mit mehrerm Scheine ließen doch Aehnlichkeiten zwischen dem Anfange der Syphylis und den Grinden, und Flechten, der Scabies, dem Malmorto und der Mentagra sich finden. — Die Wahrnehmer fanden doch manche nahe Verwandschaft zwischen beiden. — Daß beide Uebel einerlei Ursprung hätten, fiel früh in die Augen. — Die meisten

veränderten Gestalten der Lustseuche weisen auf Aussatz. —

Eben so sagt der Ungenannte (No. 12. S. 177.) gegen Hensler geradezu: Die Dispotion zu venerischen Zufällen ist vom Anfange der Welt beim menschlichen Geschlechte zugegen gewesen, aber diese waren keinesweges die Lustseuche des funfzehnten Jahrhunderts. Richtig, wofern nur der Begriff, venerisch, recht gefaßt wird. Sie war keine alte Seuche. Auch wahr, weil sie in dieser Form und Maaße vorher nicht da gewesen ist. Denn sonst wäre das Staunen und Wundern der Zeitgenossen höchst lächerlich. Vielleicht war die Lustseuche (S. 182. f.) eine Pest oder doch eine pestilentialische Epidemie. Aber hier findet sich kein Fieber, kein Carbunkel, folglich sieht man von selbsten, daß man im vorliegenden Falle keine Pest annehmen kann, welche durch die ausgetriebene Maranen weiter verbreitet wurde. Wie aber, wenn selbst neuere Beobachter, z. B. Orräus, sagen, daß bei der Pest nicht immer Fieber vorhanden oder doch unmerklich sei, und daß die Karfunkel manchmal fehlen? Und Infessura, der Geschichtschreiber, versichert doch ausdrücklich, daß sehr viele in Rom an

der

der Pest und Ansteckung der Maranen verstorben sind. Dazu kommt noch, daß in der damaligen Sprache Pest ein vielsinniges Wort ist, und nicht immer das bedeutet, was wir gegenwärtig nur ausschließlich Pest oder Pestfieber nennen. Mit Recht sagt also Hensler (Ueber den Westind. Ursprung der Lustseuche S. 12.) als bewährter Kenner: Man muß billig jedes Wort in dem Sinne der Zeit nehmen. Pest hieß dermalen nicht nur, was eigentlich ansteckend war, sondern auch was sich leicht mittheilte, selbst was epidemisch war. Man hatte eine Pest des Schnupfens und der Krätze. So gar, als 1374. der Veitstanz den Rhein entlang von Ort zu Ort sich verbreitete, so hieß er eine sonderbare und unerhörte Pest. Und für diese Bedeutung ließen sich, zu Gunsten des Herrn Hensler's, noch mehrere Belege aus den Schriften des Mittelalters beifügen, wenn es nöthig und rathsam wäre.

Daß die verdorbene Luft im Lager und in der belagerten Stadt Grenada kein epidemisches Fieber, keine pestartige Krankheit, keine Ablagerung an die Schaamtheile habe machen können, ist wohl vom Geiste des Widerspruchs eingegeben: Denn die Geschichtschreiber besagen vielfältig das Gegentheil, und van der Mye führt dergleichen

bei der Belagerung von Breda nach dem Genuße schlechter Nahrungsmittel, nach Mangel und Hunger u. d. ausdrücklich an. Auch langwierige Krankheiten können sich endlich in epidemische ausarten. Dies wird von dem Ungenannten geläugnet, und von Hensler (S 226.) bejahet. Daß auch chronische Krankheiten in ihrem Verlaufe von Zeit zu Zeit epidemische Abänderungen nach den besondern Konstitutionen der Luft leiden können, sagt er, wird der genauere Beobachter gewiß nicht läugnen. Ich verstehe aber die großen mehrjährigen epidemischen Konstitutionen, wie sie Sydenham uns nach der Natur darstellet. Gemeinhin hat jede derselben auch eine herschende Fieberart, deren specifische Natur auf alles, was Krankheit hat, einen Eindruck macht, und eine eigene Modification derselben verursacht. So was auch bei eingebrachten und ansteckenden Seuchen, bei unreinen sowohl, als pestartigen, anzunehmen, ist gar nicht widersprechend. Sah doch auch in England Sydenham eine pestartige Konstitution. Und haben wir doch Pestepidemien, wo die Schwären hauptsächlich in den Weichen waren, die man *pestes inguinarias* nennte, und

die

die man fälschlich für die Lustseuche gehalten hat. So eine epidemische Konstitution gab es auch zu der Zeit, da die Syphilis erschien. Sie hatte auch ihr herschendes Fieber, und endigte sich nach Verlauf einiger Jahre. Hier ist also noch vieles vom Gegner aufzuräumen, noch mancher Zweifel zu heben, ehe sich sein Urtheil ganz unterschreiben läßt!

Aber vielleicht war sie unter den Maranen eine endemische Krankheit? Hier trennet sich der Unbekannte auf einmal bis auf glückliches Wiedersehen. Das thut mir herzlich leid. Denn hierauf beruhet in der Streitfrage abermals sehr viel. Nach den obigen Vordersätzen können wir doch nicht anders, als ein gewisses einheimisches Uebel annehmen, wofern die Sache soll bis zum Ziele gebracht werden. Die Maranen waren ursprünglich Mauren oder Juden. (So heißen sie bei den damaligen Geschichtschreibern. Brant, auch ein Zeitgenoße, nennt dieselben Africaner.) Das Mutterland läßt schon vermuthen, daß dieselben von den Africanischen Hautkrankheiten, und vorzüglich vom Aussatze, nicht frei waren, und die Arabischen Aerzte, welche in Spanien lebten, beschreiben diese Plage nach dem Augenscheine. Gesetzt, sie waren Handelsleute, wie

der Ungenannte annimmt; so folgt daher wohl weiter nichts, als die Möglichkeit der Fortpflanzung dieser Nationalseuche. Aber hatten denn alle Juden zu Moses Zeiten den Aussatz? Hatten alle handelnde Juden in Grenada und in unsern Tagen die Erbkrankheit ihrer Väter? Die Natur einer endemischen Krankheit setzt nur das häufigere Daseyn in einem gewissen Lande, nicht die Allgemeinheit voraus. Der Pohlnische Wichselzopf heißt nicht, alle Pohlen haben dergleichen, sondern nur, es ist eine gewisse, den Ausländern fremde Krankheit in diesem Lande befindlich und gemein, welche angeblich weder Aussatz, noch Lustseuche ist, und dennoch durch den Beischlaf mit solchen Personen dem gesündesten Ausländer mitgetheilt wird. Wir kennen den Krankheitsstoff des Wichzelzopfes nicht, und wissen auch nicht, von wannen er zuerst kam, ist er aber deshalb nicht ansteckend, und die Krankheit selbst ein Unding?

Bei kalter und unpartheiischer Ueberlegung aller Umstände, können und dürfen wir die Maranen nicht aus dem Gesichte verlieren. Sie haben zu viel an sich, was sie wegen der Lustseuche von 1493. verdächtig macht. Sie stammen aus dem Wohnsitze und Vaterlande der häßlichsten ansteckenden Hautkrankheiten ab, und die Lustseuche verräth sich ebenfalls durch böse

Blat-

Blattern an der Haut, welche sich damals sogar durch Körperberührung, in gemeinschaftlichen Betten, auch ohne Vermischung, mittheilten. Der Nationalaussatz pflanzte sich gerne durch den Beischlaf fort, und die Lustseuche auch. Der Aussatz hatte mancherlei Grade, Modificationen und Formen, die Lustseuche nicht weniger. Der Aussatz wich auf einige Zeit der eintretenden Lustseuche, und schlich sich allmählig unter dieser Maske, aber ganz anders gestaltet, wieder ein. Viele Aussatzarten sind noch bis auf den heutigen Tag, dem Ansehen nach, venerisch. Wahrscheinlich war also der endemische Zunder bei den Maranen aussätziger Natur, und daher den Spaniern nicht auffallend. Durch den Beitritt einer ungewöhnlichen Ursache artete derselbe plötzlich aus, und zeigte sich nun in der neuen Gestalt der epidemischen ansteckenden Lustseuche. Nun ging vor der Vertreibung eine langwierige Belagerung, nebst dem traurigen Gefolge, Gram und Kummer, ungesunder Kost, Mangel und Hunger, vorher, und die Entstehung einer pestartigen Krankheit war wohl unter diesen Umständen keine Unmöglichkeit. Auf der beschwerlichen Reise finden die Maranen in Rom und Italien die herschende Pest, welche, als epidemisches Fieber, mehrere Personen hinrafte.

Die

Die Verbindung des Pestgiftes mit dem alten Aussatzgifte gebar ein neues Gift, das sich an die Geschlechtstheile und an die Haut ablagerte, und durch neue Zufälle veroffenbarte. Das modische warme Baden mußte den Zufluß an die Haut vermehren, und die Unentschlossenheit der Aerzte in der Wahl der Mittel die Hartnäckigkeit des scheußlichen Uebels unterhalten. Diese Maske betrog die Beobachter, und darüber vergaßen sie unbemerkt, was das Studium der Seuchen — noch bis jetzt ein verödetes Feld — ganz deutlich lehret, daß von jeher neue Krankheiten durch die Verbindung fremder Krankheitsstoffe mit den bekannten entstanden sind. Sollte hier der allgemeine Satz eine Ausnahme leiden?

So weit kam ich an der Hand der historischen Kritik, obgleich ohne völlige Aufklärung. Wie ist dies ohne Actenstücke von dieser orthodoxen Völkerwanderung möglich? Diese sind für mich in Deutschland ein verschloßnes Buch. Meine gelehrten Freunde in Spanien und in Italien, vorzüglich in Neapel, können und mögen darüber die nöthige Auskunft geben.

7.

Salarium und Pension.

Es ist doch mit aller Gelehrsamkeit ein elend jämmerlich Ding, sie heiße speculativisch oder practisch! Sie sieht einer gefälligen Dame ähnlich, welche alle Kunst aufbietet, um die Reize der Natur zu erhöhen, und sich Anbeter oder Bewunderer zu verschaffen. Der große Haufe staunt die Schönheit an, der gefühlvolle Jüngling verfolgt und läßt sie niemals aus den Augen, der gesetzte Mann macht ihr eine kaltblütige Verbeugung, und der Greiß lächelt ob dem vielen Prunk und Flitterstaat, den sie ohne Noth umhing, um eingebildete Eroberungen zu machen. Bedürfniß oder Eitelkeit war der erste Beweggrund zum Putze, die genossene Gunstbezeugung der Sporn zur fortgesetzten Aufmerksamkeit auf sich, und der niederschlagende Gedanke, bei herannahendem Alter vergessen oder hintangesetzt zu werden, das unschuldige Mittel, an der Toilette täglich zu weilen, bis Freund Hein ruft. Sie starb doch in ihrem Berufe, in der Kunst jedermänniglich zu gefallen! Wissenschaft und Gelehrsam-

samkeit sind gewiß die edelsten Kinder des Himmels zur Beglückung des Menschengeschlechts. Sie entwickeln den schlafenden Funken des Verstandes, erhöhen die Geisteskräfte des Menschen, erheben ihn durch anhaltendes Betrachten der Natur und der Gottheit über das vielfache Gewürme um und neben ihn, geben ihm Muth, Entschlossenheit und Beharrlichkeit, sich über die niedern Stufen hinauf zu arbeiten, welche ihm die Geburt in der Civilliste anwieß, und lassen ihm, wenn alle seine Hofnungen trügen, und alle Entwürfe scheitern, den beruhigenden Trost: Es war ein täuschender, aber angenehmer Traum!

Der Weise hat in sich alles, was ihn glücklich und zufrieden machen kann, so bald er nur will und sich fühlt. Die Natur gab ihm die Kraft zu denken, die gelehrte Uebung erhöhete dieselbe, die edle Ehrsucht, mehr zu wissen, als die meisten Menschenkinder, hieß ihn alle Mühseligkeiten und Beschwerden im Studium des Wissenswerthen großmüthig verachten, die nie ruhende Begierde, dem Vaterlande und Fürsten mit den erworbenen Kenntnissen bestmöglichst zu nützen, zwang ihn zur Aufopferung der Gesundheit, und die Veredelung des Herzens flüsterte ihm, wie Sokrates Genius, unabläßig zu: Sei Gottes- Fürsten- Menschen-

Bürgerfreund! Alles aus sich und durch sich geworden, verlebt der eine Gelehrte unter den verführerischen Bildern der Einbildung, einst die Belohnungen seines Fleißes zu finden, die Tage des Lebens, sieht sich am Ende in der Erwartung getäuscht, und erliegt unter Mangel und Krankheit, der andere siegt durch eigene Kraft über alle Hindernisse, welche sich ihm von allen Seiten entgegen stellen. Sein Ruf gehet vor ihm her, der Nachruf folgt ihm nach, und der Leichenstein, welcher den großen Mann deckt, öfters auch nur der schluchzende Freund, sagt dem sich nahenden Wanderer: Er starb verkannt und unbelohnt! Armer Rouſseau! Man ließ dich im Leben, wie ein verjagtes Reh, in allen Winkeln der Erde darben, und setzte dir nach dem Tode die herrlichsten Trophäen. Traurige Belohnung der Weisheit, welche erst nach der Zeit des Genusses folgt! Dies ist eben so erbaulich und herzerhebend, als wenn man die guthmüthige Schwärmerin, das Mädgen von Orleans, Johann d'Arc benahmt, erst planmäßig verketzert, nachher bei einem kleinen Feuer langsam verbrennet, und endlich nach 25. Jahren den Revisionsproceß, die feierlichste Ehrenerklärung vornimmt, den armen unschuldigen Calas erst rädert, und dann in integrum restituiret.

Der

Der wahre Gelehrte, wenn er es nicht scheinen, sondern seyn will, muß im Anfange ungeheure Schwierigkeiten übersteigen, muß Tage und Nächte unter lebendigen und todten Lehrern verweilen, muß die Aufopferung der Gesundheit und Ruhe nicht scheuen, und die Hypochondrie, schrecklicher, als der Tod, nicht fürchten, in der Folge aber, wenn er anfängt sich dem großen Publicum zu zeigen, Kabalen, Verläumdungen, Herabwürdigungen und Mißhandlungen von den Mitbuhlern des Ruhms, wegwerfende Blicke, Hintansetzungen und kränkende Beleidigungen von den Obern erfahren, endlich am Ziele des Ruhms und Lebens mit dem weisen Salomon ausrufen: Es ist doch alles eitel unter der Sonne! Und doch ist dieser hohe Begriff von Ehre, von Beifall und Unsterblichkeit, der mächtigste Sporn für den Gelehrten. Hielt dieser den Weisen nicht, o so wäre alle reelle Gelehrsamkeit längst dahin. Diese Vorstellung erhebt ihn über alle Zweideutigkeiten des Glücks und der Hofgunst. Der innere Gelehrtenwerth macht ihn den Zeitgenossen wichtig, und der Nachwelt ehrwürdig. Der gnädige Fürstenblick kann ihn, als Mann von Ehre, ermuntern, die Fürstenbelohnung in die glückliche Lage setzen, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, aber das Gelehrtenver-

dienst kann er nicht geben. Selten haben große und edelmüthigdenkende Fürsten den verdienten Gelehrten begünstiget und belohnt, weit öfterer den Schmeichler und Windschnittmacher, aus der kleinen Ursache, der Mann von wahrem Verdienste fühlt seinen Werth, seine innere Größe, drängt sich nicht in die Vorzimmer der Großen, ist nicht zudringlich und unverschämt, und erlaubt sich nie schlechte Wege zur Gunst des Herrn. Ein großer Mann muß auch hier groß bleiben, muß Devotion und Selbstgefühl klüglich mit einander zu vereinbaren wissen.

Ist es richtig und ausgemacht, daß der Staat überhaupt, und in den einzelnen Theilen, ohne Gelehrsamkeit nicht bestehen kann; so ist es ein wahres Räthsel, warum die jetzigen Fürsten den Gelehrtenstand weniger schätzen, als ehedem. Die Schwachheiten einzelner Männer können daran keinen Antheil haben, (dergleichen giebt es doch in allen Ständen) weit eher die veränderte Denkungsart. Ehedem war ein Doctor in allen Facultäten ein wichtiger und von den Fürsten geschätzter Mann, jetzt nicht mehr. Ehedem hatte ein Doctor mancherlei Vorzüge, hatte Personaladel und Ansprüche auf Kanonicate und Präben-

den, wie der Edelmann durch Ahnen, jetzt nicht mehr. Ehedem hatte jeder Doctor der Arzneikunde, laut Kaiserlichen Privilegien, das ungekränkte Recht, im ganzen heiligen Römischen Reiche seine Kunst auszuüben, jetzt wird er von jedem Grafen und Herrn gegen die Gebühren beschränkt oder abgewiesen, und selbst der Fürst läßt den auf der Landesakademie creirten Doctor vom Medicinalcollegium noch einmal prüfen. Welcher Eingriff in die Kaiserl. Privilegien, welche Beleidigung, Kränkung und Erniedrigung für die Facultät! Ehedem wurden die Doctoren von Fürsten und Herren in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und ihr Ausspruch zum Maasstabe der Beschlüße genommen, jetzt nicht mehr. Ehedem — doch die Zeiten sind nicht mehr, und in der Maaße, wie die Gleichgültigkeit und Hintansetzung von Seiten der Großen wächst, nimmt auch die gründliche Gelehrsamkeit ab. In kurzem ist der Gelehrte zum Handwerker erniedrigt. Die Nachwehen treffen den Staat.

Das beste Barometer der jetzigen Gelehrtenschätzung ist Salarium und Pension. Der Gelehrte muß starke Summen für Unterhalt und Bücher in Vorschuß bringen, ehe die Nutzung erfolgt, und wenn er dieselbe zu ziehen

hen denkt, ist der Staat taub oder kärglich. Er muß entweder darben, oder sich zum gelehrten Handlanger und Schuttführer erniedrigen, oder sich an der geringsten Besoldung gnügen lassen, welche ihm aus Gnaden, öfters nach vielem Bitten, ausgeworfen wird. Fast alle Gelehrtenämter stehen in diesem Betrachte noch immer auf dem Etat von 1500. und die Ausgaben richten sich nach dem Etat von 1791. wo wahres oder conventionelles Bedürfniß eine dreifache Erhöhung fordert. Die Belohnung, welche der junge und alte Gelehrte hofft und erwartet, ist ein leerer Titel, die Pension ein Unding oder eine kränkende Kleinigkeit, die Besoldung geringer, als der erkenntliche Kaufmann seinem Factor reicht. Ich kenne würdige Männer, denen der Fürst 25 — 50 Rthlr. zur Entschädigung für ausgeschlagene Vocationen in Gnaden ertheilen ließ, und schäme mich, daß jene sich so sehr vergaßen, und das geringe Almosen annahmen. Ein verdienter Mann stehet doch warlich nicht mit dem Staatsbettler in gleichem Range. Ich kenne Professoren der Medicin, welche in aufsteigender Linie 50. 60. 70 Rthlr. jährliche stehende Besoldung haben, und der Fürstliche Kammerdiener ziehet baare 1200. Welcher Kontrast! Welche Beleidigung für wackere Gelehrte! Ich kenne Aerzte

vom ersten Range, welche gegen 200—300 Rthlr. ihre Freiheit im Thun, im Denken, Lehren und Schreiben aufopfern, und sich vielfache unverdiente Kränkungen, nicht selten offenbare Ungerechtigkeiten, gefallen lassen müssen. Der gute Acteur und Virtuose zieht jährlich einige 1000, die Tänzerin 6000, und der kastrirte Sänger ertrillert sich, ohne Mannes- und Gelehrtenkraft, einträgliche Marquisate. Wie niederschlagend ist diese Parallele zwischen dem ächten und scheinbaren Verdienste! Der reelle Gelehrte, welcher sich ganz dem Staate widmet, stehet schlechter, als der Mann, welcher den Sinnen schmeichelt.

So gehet die Gradation immer fort. Der Hofmedicus hat 100, der Leibarzt höchstens 200 Rthlr., und dabei ist er nicht mehr Herr von sich und seiner Zeit, darf sich der Praxis nur unter Begünstigung und in gewissen Zirkeln widmen, stand ehedem mit dem niedern Hofpersonale in gleichem Dienste, vorzüglich bei den jungen Herschaften. Der unterthänige Kammerdiener und Leibchirurg hat 300 Rthlr. reinen Gewinnst, und bedarf zur Bestallung keinen Kopf, nur erkünstelte Bückung und Stellung. Der Physicus, auch ein Staatsdiener und Staatsgelehrter, wie jene, erwirbt sich durch kostspie-

liges

liges und problematisches Cursiren die Anwartschaft, bezahlt den Titel nach den Gebühren, versteuret in manchen Ländern den Physicatskopf nach der Taxe, thut die Obliegenheiten pflichtmäßig, bekommt vom Staate — nichts, oder höchstens eine Ration für das Pferd, und trägt, im Falle er nicht reiten kann oder darf, das Uebrige auf eigene Rechnung. Der junge Arzt ist vom Staate gebunden, seine Studien auf der inländischen Akademie, sollte diese auch noch so sehr an Hektik siechen, und das Maalzeichen der Verwerfung an sich tragen, bei Verlust der Versorgung, anzufangen und zu vollenden, ist hier und da befehligt, sich unter der Leitung eines alten Praktikers zum leidigen Empiriker auf eigene Kosten umzubilden, und hat dafür die hohe Erlaubniß, im Vaterlande zu leben und zu sterben, wie es beliebig ist. öfters nicht einmal die Freiheit, im Auslande sein besseres Glück zu suchen. Der Staat ist nicht selten gegen den verdienten Mann undankbar und ungerecht.

Und die Ursache dieser Verächtlichkeit? Liegt zum Theil am Fürsten und an seinen Freunden, zum Theil an den Gelehrten selbst. Jene kennen den verdienten Arzt nur durch gefärbte Ferngläser, oder fassen ihn nie in der Nä-

he, oder können wohl gar nicht vertragen, daß er seinen Werth fühlt, diese vergessen sich zu oft, kriechen, wie verächtliches Regengewürme, vor den Füßen der Großen, buhlen ängstiglich um eine mäßige Pension, um einen Professor- oder Hoftitel, um ein Hofamt u. d. schmeicheln, um andern groß und wichtig zu scheinen, oder Einfluß zu haben, und vergessen dabei ihren Stand und ihre Würde. So ist das Ansehen der Gelehrten nach und nach gesunken. So hängen sie von der Willkühr und Macht der Großen ab. So werden sie der Gegenstand der Hofspöttereien. So sinken sie auf die niedern Stufen der Civilliste herab, werden unter den bürgerlichen Pöbel gerechnet, Universitäten für Fabriken, die Lehrer für Fabricanten und Söldner geachtet! Wie weit sind die Gelehrten am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gesunken! Möchten sie doch bald fühlen, wer sie waren, was sie sind, und was sie seyn können!

8.

Warum sind heutiges Tages berühmte Practiker so selten?

So fragt Herr Weikard (Med. Fragment. S. 169. f.), und scheint hinlängliche Ursache zum Fragen gehabt zu haben. In einer Zeit, wo die Aufklärung zunimmt, und alles medicinische Wissen practisch seyn soll, ist es allerdings auffallend, diese gegründete Klage zu hören, und in diese Jeremiade mit einstimmen zu müssen. Wir leben und weben in der practischen Zeit. Unterricht, Anleitung, Schriften, Lazarethe, Preißgaben, Belohnungen und Vorzüge — alles hat practisches Ansehen und practisches Gewand, und so gar die Spötterei erstreckt sich bis auf den practischen Haarbeutel herab. Der empfehlende Aushängeschild medicinischer Bücher war sonst die herschende Philosophie. Die Verfasser rechneten auf Beifall, so bald sie unter dieser Firma vor dem Publicum debutirten. Diese Zeiten sind vorbei. Die Aerzte brauchen — dem Himmel sei Dank ob der glücklichen Revolution in der Sinnes- Denk- und Studirart! — nicht mehr

Philosophie, Physik und Mathematik, nicht Sprachkenntniß und Theorie, und wie sonst der gelehrte Popanz heißt, um große Practiker zu scheinen. Die ältern schreiben practische Physiologie und Pathologie, practische Arzneimittellehre und Heilkunde, practische Zeichenlehre und Receptkunde u. s. w. Die jüngern staunen ob der practischen Weisheit, und lallen practisch nach, was sie verstehen und nicht verstehen. Praxis und Practiker! Ehrwürdige Namen! Welche Profanation bei dem immerwährenden Gebrauche! Praxis und Empirie, Practiker und Empiriker, sind gleichbedeutend geworden. Hat wohl die Kunst bei diesem Verein gewonnen?

Blinde Empirie, wobei alles seinen mechanischen Gang gemächlich fortgehet, und der Kopf nicht leicht ins Gedränge kommt, hielt gemeiniglich mit der Receptkrämerei gleichen Schritt. So wie diese überhand nahm, war sorgfältiges Nachdenken überflüßig, die Theorie entbehrlich, das gründliche Studiren unnöthig, und ein practisches Ohngefehr, ein Zufall, dessen Grund man nicht einsah, ein guter oder schlechter Erfolg, wurde der Maasstab der Arzneikunde. Man hielt sich an die Erfarung, ohne einen deutlichen Begriff damit

zu verbinden. Man wählte sich diese gefällige Losung, und schob, wenn der Gegner nach Gründen fragte, oder gar Ursache und Wirkung gegen einander stellte, die Erfarung an die Stelle. Man haschte nach Krankheitsnamen, und setzte ihm ein erprobtes Arzneimittel entgegen, ohne zu überlegen, daß die nämliche Krankheit von ganz verschiedenen Ursachen entstehen könne, und ganz verschieden behandelt werden müsse. Man berief sich in zweifelhaften Fällen auf das Alter und auf die vieljährige Praxis, und suchte dadurch den Mangel an gründlicher Kenntniß zu verbergen. Man verwarf alles Wissen, als schädlich und gefärlich, oder sah daßelbe wenigstens bei der Ausübung für überflüßig an. Man brauchte das Studium der Ursachen, die Anatomie und Physiologie, die systematische Pathologie und Therapie, die Zeichenlehre u. d. nicht, und konnte doch auf Beifall, auf Guineen, Rubeln und Louisd'ors gewisse Ansprüche machen. Man spottete über alles, was den Anstrich von Gelehrsamkeit hatte, und glaubte, wie Paullus, vieles Wissen blähe auf. Man warnte jeden Unerfahrnen für dem gelehrten Doctor, und gab jedem angehenden Mediciner den väterlichen Rath, sich in Lazarethen, ohne Vorkenntnisse, zum grosen Arzte zu bilden, oder allenfals nach dieser

herrlichen Grundlage die Hörsäle der Theoretiker zu durchlaufen, um in dem Gesuche des Doctortitels keine Schwierigkeiten zu finden. Man machte und schrieb Beobachtungen, ohne sich um die nöthigen Vordersätze und Erfordernisse zu bekümmern, und war stolz auf den Namen eines Beobachters.

So sah sich der Empiriker in alten und neuen Zeiten immer ähnlich, und doch war jener zum Theil besser, als dieser, jener nicht so verächtlich, wie dieser. Der alte Empiriker setzte eine vernünftige Erfarung, als die erste Erkenntnißquelle, fest, beobachtete genau, was im gesunden und kranken Zustande vorging, behagte oder nicht behagte, und zog sich daher gewisse Sätze ab, welche nicht leicht trügen konnten, verglich neue und ungewöhnliche Krankheiten mit den ältern und bekannten, und bestimmte darnach die zweckmäßige Heilart, hob den Kurplan mit dem erkannten Arzneigebrauche an, gab sorgfältig auf die Verbindung und Modification der Krankheitszufälle Acht, verlor die Entfernung des Schädlichen d. i. die Entfernung der krankmachenden sinnlichen Ursache, nie aus dem Gesichte, und ließ sich nicht in unnütze Hypothesen ein, ohne deshalb richtige Folgerungen aus fester Erfarung und Vergleis

gleichung ganz zu verwerfen. Der Dreifuß des Glaukias, wie er ihn sinnreich und wahr nannte, Sinne, Gedächtniß und Schlußfolge, war für den alten Empiriker eine haltbare Stütze, deren sich selbst der Dogmatiker nicht schämen durfte, und nur der allzu große Hang für die Arzneimittel wurde in der Folge für den spätern Empiriker gefärlich.

Gegen dies Gemälde sticht der neue Empiriker gewaltig ab. Er hat nie das Wissenswerthe in der Arzneikunde völlig überschauet, geprüft und erwogen. Er hat das Gute, das jenen ehrwürdig macht, unbesonnener Weise verworfen, und das Schlechte beibehalten. Er hat das Sinnliche und Gedächtnißwerk sich eigen gemacht, uud das Wichtigste, vernünftiges Nachdenken, Vergleichen und Folgern, übersehen. Er ist an Krankheitsnamen und Recepten, an Hypothesen und Theorien, wie an gefärlichen Klippen, hängen geblieben, und hat dadurch am gründlichen Wissen unausbleiblich Schiffbruch gelitten. Er ist also ein leibhafter Quacksalber hinter der doctoralischen Maske, und erniedrigt die edle Kunst, welche Menschenleben und Menschengesundheit erhalten soll, zum verächtlichen Handwerke. Er vergißt die Wichtigkeit seiner Bestimmung, und

wird

wird ein mechanischer Practicant, der weder denken, noch lesen darf, und doch, wenn er sich auf die unerlaubten Künste, auf Kabale und Großsprecherei verstehet, ein berühmter Alleinarzt werden kann. Ist er aber auch ein reeller, ein guter Practiker? Ich zweifle.

Ein anderer Fehler liegt, wie Herr Weikard mit Recht erinnert, an den Universitäten, an den Lehrern und Zöglingen. Diese kommen unreif an, studiren unordentlich oder halb, und eilen zu frühe wieder weg, ohne daß ihnen Höchsten Orts ein Damm entgegen gestellet wird, jene vertauschen die Lernebank mit dem Lehrkatheder, und können schlechterdings nicht ihre wichtige Bestimmung erfüllen, können andern nicht geben, was sie selbst nicht haben. Es fehlet ihnen an Erfahrung, sagt Weikard, an reifer Ueberlegung und philosophischer Kaltblütigkeit. Sie lassen sich von einer Hypothese zur andern, am meisten vom Neuen und Wunderbaren, außer Fassung reißen. Sie schreiben und lehren, ohne selber zu wissen, wo sie eigentlich zu Hause sind. Sie bleiben oft bis zum Grabe schwindelicht. Aber warum machen die Fürsten jeden Jüngling, so bald er nachsucht, zum Professor?

fessor? Er weiß oft nicht, was und warum er bittet. Wird nicht dann ein Blinder den andern führen, und die Akademie mehrmals gefährdet seyn? Und dennoch sind die Fürsten und ihre Freunde meistens unschuldig. Sie trauen der Empfehlung des ältern Professors, der herzlich gerne den Protector macht, oder der Mätresse, welche dadurch ihren mächtigen Einfluß zu zeigen sucht, oder der günstigen Recension einer Schrift, deren Verfasser und Empfehler eins sind. Sie haben das Unglück, von ihren Hofgünstlingen vielfältig hintergangen zu werden, sollten sie vor dem gelehrten Günstlinge ganz gesichert seyn?

Die Vervielfältigung der Vorlesungen und Vertheilung in Aeste hat einige Unbequemlichkeiten, aber die Vereinigung hat deren noch mehrere. Wenn Anatomie, Physiologie und Pathologie in einer Stunde und in vertrauter Gesellschaft vorgetragen werden sollen; so stehet zu befürchten, der beste Kopf werde unter der Menge der Dinge erliegen, noch mehr der langsame: (Und diese Anzal ist jetzt auf Universitäten, da jeder Uneingeweiheter, jeder Barbirer und Apotheker, sich eindrängt, um die den Fürsten lieblich vorgespiegelte Frequenz zu machen, leider! Legion.) Selbst die meisten Lehrer dürften diese schwere

Kunst

Kunst in der schicklichen Verbindung nicht immer verstehen, und die Seichtigkeit in den Kenntnissen, welche ohnedem schon allgemein ist, und allgemein befördert wird, noch mehr verbreiten. Kompendiöse Weisheit gränzt schier immer an Halbwissen oder Ignoranz. Der Modelehrer befriedigt sich mit dem Oberflächlichen der Journalgelehrsamkeit, und der Zögling braucht nur Hefte und Recepte zu haben, oder Präparate zu sehen, und Büchertitel zu hören. Unter diesen Aspecten ist an keine gründliche Medicinalgelehrsamkeit zu denken.

Sollte nicht die Arzneikunde und der Unterricht gewinnen, wenn Männer, welche viele Jahre lang mit Fleiß und Einsicht practiciret haben, welche so mancherlei Ursachen und Wirkungen beobachtet und zu unterscheiden gelernet haben, am Ende, als Lehrer, auf Akademien angestellet würden? Der Vorschlag läßt sich hören, wenn man sich beim Professor einen Mann denkt, der am Krankenbette mechanisch anwendet und wiederholet, was er mehrmals gesehen und erfaren hat, oder die Operation nach der gewohnten Methode vornimmt, ohne die bessere, aber ungewohnte, zu versuchen. Wenn ich mir aber bei dem akademi-

demischen Lehrer einen Gelehrten denke, der den ganzen Umfang der Medicin übersehen, und mit kluger Auswal wieder mittheilen soll; so scheint mir der beste Practiker ein schlechter Lehrer zu werden, so bald er im zunehmenden Alter aus seiner Sphäre heraus gehet. Gewöhnlich nehmen die jungen Aerzte keine gründliche Kenntniß von der Akademie hinweg, lesen nicht, um sich durch fremde Erfarung zu vervollkommen, denken nicht am Krankenbette, treiben alles mechanisch, sind, wenn sie zu reifern Jahren kommen, schon verwahrloset, und sehnen sich nicht in jenen Stand, wobei vielfache Gelehrsamkeit vorausgesetzt und erfordert wird. Der einzige Fall wäre möglich, wenn dieser künftige Professor erst plannäßig studirte d. i. in Rücksicht auf die künftige akademische Bestimmung, nachher unter Leitung eines geschickten und eifrigen Lehrers die Gelegenheit nützte, die historische Kenntniß am Krankenbette zu versinnlichen, dann practische Anstalten mit Nutzen und Application besuchte, und anhaltende Uebung mit Lesen vereinte, endlich im reifern Alter die practische Professur übernähme. Dann dürfte die Kunst und Akademie auf gleiche Art dabei gewinnen. Aber selten treffen diese glücklichen Umstände zusammen. Der gute Practiker und Professor wurde gemeiniglich

das,

das, was er war, für sich, selten ohne höhere Unterstützung, fand selten während der akademischen und practischen Laufbahn beisammen, was zu seiner Bildung erforderlich war. De Haen, sagt Weikard, hatte 25 Jahr im Haag practiciret, ehe er Professor wurde. Stoll practicirte zehn oder mehrere Jahre unter de Haen, hierauf noch acht Jahre in Ungarn, worauf er Professor ward. Aber Burserius, de Haen, Stoll und Gaubius, waren auch eigentliche Schulmänner, dergleichen man so selten sieht, wenn man die Professoren so frisch aus dem Treibhause auf den Katheder verpflanzt. Auch Herr Baldinger war practischer Arzt im Felde und in Langensalza, ehe er Professor wurde. Dies ist alles historisch richtig; Allein wofern diese wackern Männer nicht schon vorher die nöthige Schulgelehrsamkeit besaßen, und durch vernünftige Praxis brauchbar für das Ganze gemacht hatten; so wurden sie durch diese Versetzung gewiß nicht gute Professoren. Nicht die Menge in der Praxis verlebter Jahre, sondern die Art und Weise, wie man die Kranke gesehen, beurtheilet und behandelt hat, muß hier den wahren Werth bestimmen. Ein junger Arzt

von

von Kopf, Gelehrsamkeit und Erfarung macht dann nach wenigen Jahren die gerechtesten Ansprüche auf den Katheder, und wird öfters, vom Jugendfeuer und von Ambition angetrieben, mehr thun, als der ältere, welcher die erhaltene Professur, als eine Präbende, ansieht, wobei er von den Mühseligkeiten der Praxis ausruhen kann. Es ist ein unverzeihlicher Fehler, wenn junge unerfahrne Aerzte welche weder Erfarung, noch practisches *Coup d'oeil* besitzen, die Handbücher zur ausübenden Arzneikunst schreiben, auf Kathedern lehren, und die Zöglinge zur Ausübung der Kunst anführen; Allein wenn die alten Practiker nicht an dergleichen Arbeiten denken, und die alten Professoren vom obigen gar nichts thun, wie soll den dringenden Bedürfnissen glücklich abgeholfen werden? Der einzige Verstoß liegt darinnen, daß jene zu frühe, diese zu spät oder gar nicht das große Werk anfangen, worauf bei sicherer Gründung des mediciniſchen Gebäudes so viel ankommt. Diesen fehlt es am Willen, jenen an Kraft im löblichen Vollbringen. Wer hier abändern und helfen kann, der thue es aus Patriotismus und Bidersinn.

Endlich tritt Hr Weikard dem Ziele näher, um den ordentlichsten Gang zur Vollkom-

menheit medicinischer practischer Gelehrsamkeit festzusetzen. Man studire, sagt er, hinlängliche Zeit auf Universitäten theoretische und practische Theile der Arzneiwissenschaft. Man practicire hierauf mit Fleiße und Aufmerksamkeit mehrere Jahre hindurch. Alsdenn sollten die Akademien die besten aus diesen Practikern zu Lehrern berufen. Dies ist unter obigen Einschränkungen wünschenswerth. Eben so leicht läßt sich auch die folgende Behauptung vertheidigen oder einschränken: Ich habe beobachtet, daß jene, welche vorher Wundarzenei- oder Apothekerkunst ausgeübt haben, gemeiniglich thätige und entschlossene Practiker werden, wofern sie anders auch in der Arzeneikunst gute Grundsätze gefaßt haben. Hier kommt alles auf die Verschiedenheit der Subjecte, auf den Grad der erworbenen Kenntnisse und deren kluge Anwendung an. Der gute Apotheker macht nicht immer den guten Professor der Chemie, wofern er nicht die übrigen Professoreigenschaften, besonders den guten Vortrag, besitzt, und der practische Chirurg findet selten Geschmack an theoretischer Weisheit.

Auch die guten Schulbücher fehlen oder sind zweckwidrig, und der Grund liegt zum

Theil

Theil in der Kunst selbst, zum Theil an den Kunstgenossen und an der Richtung, welche das Studium nimmt. Jene ist nicht allenthalben sicher, vollkommen und unwandelbar, wie sollen es die Lehrbücher seyn? Die Kunstgenossen haben von jeher große Lücken übrig gelassen, die Schriftsteller mehr für den eitlen Ruhm, als für die Wahrheit gearbeitet, und einer Hypothese oder Theorie zu Gunsten, sich alle mögliche Sophistereien erlaubt, um das aufgestellte System zu befestigen. Die berühmten Männer haben öfters zu viel Egoismus, als daß sie den Irthum und die begangenen Fehler zugeben. Sie sind meistens litterarische Giftmischer, witzige Zweifler, welche den großen Haufen gegen eigene Ueberzeugung irre führen, beflissentliche Verfechter neuer oder paradoxer Meinungen, um sich Ansehen und Uebergewicht zu geben, und erwägen nicht, welchen unersetzlichen Schaden sie dadurch anrichten können. Wenn nun aber solche Männer den Ton angeben, und gleichsam befehlen, was man glauben oder verwerfen soll; so ist eine stete Ebbe und Fluth von Lehrmeinungen unvermeidlich, und die schwache Wahrheit wird vom Strome hingerissen. Das neue Lehrbuch ist gemeiniglich ein Inbegriff dessen, was dieser oder jene große Mann uns unmaßgeblich aufdringen

will, aber gewiß nicht das treue Gemälde der Natur. So lange also die Aerzte nicht wieder anfangen, den sichern Weg zu betreten, auf welchem Hippokrates einher ging, und alle Hypothesen- und Neuerungssucht sorgfältig vermeiden; So lange man nicht die Sichtung des Wahren vom Falschen, des Gewissen vom Ungewissen und Wahrscheinlichen, ohne Anhänglichkeit an alte oder neue Systeme, unverdrossen vornimmt, und das Resultat, ohne einige Anmaßung von Untrüglichkeit, dem Publicum vorlegt; so lange kann auch der akademische Unterricht keine bessere Wendung nehmen. Alles beruhet am Ende auf dem Lehrer, ob er practische Urtheilskraft besitzt oder nicht, ob er das vorgeschriebene Lehrbuch und den Heft blos mechanisch wiederkäuet, oder das Nützliche von dem Unnützen zu unterscheiden verstehet, bei jenem weilet, und dieses überschlägt.

Eben dies gilt auch von den Büchern der **Arzneimittellehre.** Sie haben mit den übrigen alle Mängel gemein, und enthalten mehr, als der Zuhörer vor dem Krankenbette brauchen kann. Sie gleichen, wie Weikard sagt, den Marktschreierzetteln, viele Lehrer den Marktschreiern, welche, um sich bei den unmündigen Zöglingen ein gewisses Ansehen und Werth zu

geben,

geben, mit jedem Arzneimittel erstaunende Wunderkuren verbinden. Es giebt junge Lehrer, welche unter Protection alles vortragen, was begehrt wird, in der Arzneimittellehre den Unterricht ertheilen, wenn sie gleich, wie Weikard sagt, selten oder gar nicht die gepriesenen Arzneimittel am Krankenbette versucht haben, und wohl gar Lehrbücher über das unbekannte Land fertigen; Allein die Schuld fällt immer mehr auf die Practiker, als auf die Professoren zurück, wenn von den Arzneikräften die Rede ist. Jene erzählen öfters Wunderdinge, und diese müssen so lange glauben und wiederholen, bis das Gegentheil erwiesen ist. Der eigentliche Professor hat in dem kleinen Landstädtchen, wo die Akademie meistens angelegt ist, selten Lust und Gelegenheit, ein großer Practiker zu werden. Die meisten hochgerühmten Mittel hat man den Lazarethärzten und begünstigten Allärzten zu verdanken, und dennoch weiß jeder unpartheiische Mann, wie flüchtig und tumultuarisch diese Herren gewöhnlichermaßen zu sehen, zu beobachten und zu beschreiben pflegen. Es hat mir in der Krankheit vortrefliche Dienste gethan. Dies schallet uns immer entgegen, aber man sagt uns selten genau und bestimmt, unter welchen Umständen und Verbindungen, in welcher Pe-

riode der Krankheit daßelbe geholfen habe. Ohne dieſen Probirſtein betäubt das Geſchrei, und belehret nie. Die Sucht, neue Mittel ausrufen zu laſſen, hat ſchon manches alte, aber bewährte verdrängt, und jenes hat in kurzem einem andern Platz gemacht, das irgend ein großer Mann die Güte hatte uns abermals zu empfehlen. Und wer glaubt nicht gerne einem großen Manne, wenn er zumal entſcheidend ſpricht, und auf Erfarung pocht? So bald jene aufhören, wie treue Empiriker mit Arzneimitteln zu ſpielen und ſich zu brüſten; ſo werden auch die Profeſſoren aufhören müſſen, dieſe Lehrbücher mit neuem Ballaſt zu beladen. Aber, leider! ſind dieſe ſo eitel, wie jene. Sie glauben, eine überladene Arzneimittellehre ſei vollſtändig, und wiederholen alſo mühſam, was irgend ein ächter oder falſcher Practiker einmal geſagt oder geſchrieben hat, vermehren wohl gar noch jene Unwahrheit mit einer neuen. Dergleichen akademiſche Windmeſſer gab es immer, und wird es bis ans Ende der Tage geben, wofern nicht nächſtens alle Univerſitäten aufgehoben, und dafür Penſionsanſtalten angelegt werden. Beobachtungs- und Arzneimittelwuth haben der neuern Arzneikunde den Anſtrich von Empirie gegeben. Der Himmel gebe, daß irgend ein practiſcher

Kraft-

Kraftmann, er komme aus Süden oder Norden, diesem akademischen Mangel großmüthig abhelfe!

Nicht weniger mag Herr Weikard in folgendem Recht haben. In vielen Gegenden (Universitäten) mangelt es an klinischen Instituten für Zöglinge, oder wenn sie vorhanden sind, werden sie so besetzt oder so verwaltet, daß der Zögling geringen Nutzen daraus schöpfen kann. Am Ende macht ihm noch die Verschiedenheit zwischen Spital- und Civilpraxis Verwirrung und Beschwernisse.

Das Publicum — vermag viel auf die Aerzte. Es giebt hier, wie immer, den Ton an, und dann hat jeder Arzt in seinem Orte sein Publicum von eigenem Ton, nach welchen er sich gefälligst richten muß, wenn er will auf Einnahme und Ansehen einige Ansprüche machen. Daher sind die Wege zur goldenen Praxis so vielfältig, aber wenige sind von der Art, daß sie sich mit dem Gefühl der Ehre und mit dem Charakter eines rechtschaffenen Mannes vereinbaren lassen. Vielmal fehlet es am Zutrauen, sagt Weikard, oder man betrachtet und behandelt den Arzt, als ei-

nen Taglöhner. Dann ist er meistens selbst Schuld. Es fehlt ihm an Wissenschaft, an Welt- und Menschenkenntniß, und aus Noth oder niedern Eigennutz erträgt er alles, was man mit ihm vorzunehmen beliebt. Eben daher hat der Schiefkopf und der doctorirte Wundarzt oder Apotheker oft mehr Glück und Praxis, als der gelehrte und verdiente Mann. Jener schmeichelt und erträgt alles, schüttelt gelassen den Staub von den Füßen, und reibt die Ungebührlichkeit von der Stirn, sobald der goldene Regen kommt, dieser fühlt seinen Werth, kriecht vor keinem Großen oder Reichen, und darbt meistens. Indessen ist es doch nicht zu läugnen, daß medicinische Vorurtheile, unanständige Behandlungen, Werth- oder Geringschätzung der Aerzte, reichliche oder kärgliche Belohnung u. d. größtentheils die Folge der öffentlichen Denkungsart waren, wozu irgend ein angesehener und beliebter Arzt den Ton angab. Wenn sich dieser alles gefallen ließ, ob er anständig oder unanständig behandelt, bezahlt oder nicht bezahlt wurde; Wenn er sich begnügte, wie ein Taglöhner, angesehen und belohnt zu werden; so hält es schwer, dem verwöhnten Publicum in kurzem einen andern Sinn beizubringen. Erst gab der Anfänger aus Noth nach, um in Praxis zu kommen,

und

und nun, wenn er das Ziel erreicht hat, denkt, spricht und handelt er, wie sein Vorfahrer sel. Andenkens. Wenn der podagrische Oncle sich für den verführerischen Ducaten bis zur Erde bückt, sagte mir einst ein junger Arzt, dem das practische Glück nicht lächelte, und der schwangern Fürstin bei herannahender Entbindung den Besuch devotest andeuten läßt, solle er auch kümmerlich die Treppe hinan kriechen; so muß ich mich ganz orientalisch aufs Gesichte legen.

Auch der Mangel und die Einrichtung der Lazarethe tragen zum Mangel guter practischer Aerzte sehr viel bei. Auf den frequentesten Akademien ist öfters kein Lazareth oder irgend eine Krankenanstalt, wie soll der junge Arzt die theoretischen Lehrsätze versinnlichen und anwenden lernen? Die Nutzanwendung der meisten bestehenden Lazarethe ist sehr mangel- und fehlerhaft. Sie scheinen mehr für die Eitelkeit der Fürsten und ihrer Günstlinge, als für die Bereicherung und Vervollkommnung der Kunst bestimmt zu seyn. Wenigstens dürfte der Nutzen für junge Aerzte sehr problematisch seyn, da die größern zum Beschauen und Bewundern dienen, und die kleinern unzweck-

mäßig eingerichtet, zum Theil schlecht fundiret, schlecht besorgt sind. Die letztern gehören eigentlich für den akademischen Unterricht. Sie können vom Lehrer übersehen, in Ordnung gehalten, und zum Besten der Zöglinge angewendet werden. Stoll sah in seinem kleinen Krankensaale gewiß mehr, als mancher andere unter der Menge von Kranken. Der Arzt beobachtet am besten und genauesten, wenn er Muße zum Denken und zur Entwerfung des Kurplans hat, und beobachtet schlecht oder flüchtig, wenn ein unübersehbares Heer von Kranken sich den Augen darstellet. Er hat in einigen Stunden viel gesehen, viel verordnet, aber wenig beobachtet, sich nie die gründliche Erfarung und den nöthigen Scharfblick erworben. Häufig wiederfähret ihnen, was Weikard der gewöhnlichen Stadtpraxis mit Fug Rechtens vorwirft: Vielen fehlet die Gabe des Beobachtungsgeistes, andere werden vom Patienten oder von jenen, welche ihn umgeben, (vom Pensionär, Unterchirurgen, Pfleger u. d.) hintergangen, und wieder andern fehlet es an Genauigkeit und Kaltblütigkeit. Aus Enthusiasmus für ihr System oder Arzneimittel sehen sie die einfache Wahrheit nie, oder andere sind Charlatane, welche durch erdichtete

dichtete oder übertriebene Kuren sich Ansehen verschaffen wollen. Durch niedrige Schmeicheleien kam es, daß die Observationen der angesehensten Aerzte am wenigsten richtig sind. Ihre Handlanger und hundert Klientchen hinterbrachten ihnen lauter solche Nachrichten von ihren Lieblingsmitteln, welche ihrer Eitelkeit oder Rechthaberei schmeicheln konnten. Sollte Herr Weikard nicht ähnliche Lazarethärzte, schwindelnde Leibärzte und angebetete Alleinärzte kennen? Wie viel falsche, schiefe und halbwahre Beobachtungen, wie viel specifische und Universalmittel, wie viel ausposaunte Operationen, haben wir nicht diesen Herren zu verdanken? Mit der gewohnten Flüchtigkeit, Behaglichkeit und Selbstgenügsamkeit durchliefen sie die Krankenstuben, sahen, fragten, befühlten den Puls, verordneten Diät und Arzeneien, und überließen alles dem Erfolg. Es ist also immer noch ein wichtiges Problem übrig, ob und wie viel die Lazarethpraxis zur Vervollkommnung der practischen Arzneikunde beigetragen habe? Hat sie dem Ganzen genützt oder geschadet? Hat sie vor der Stadtpraxis einige Vorzüge oder nicht? Aus der nähern und sorgfältigern Vergleichung müßte sich ein herrliches Resultat

erge-

ergeben, um Herrn Weikard's Frage aufzuhellen. Die Wahrheit gewinnet durch Vergleichen am meisten. Der wahre Practiker und der Empiriker pflegen bei dieser Parallele im wahren Lichte zu erscheinen, und der Kenner wird dadurch in den Stand gesetzt, den Werth oder Unwerth vieler medicinischen Streitigkeiten zu übersehen, zu prüfen, zu schätzen, und den besten Practiker aus der Menge auszuheben. Denn noch jetzt gilt der Hippokratische Ausspruch: Es giebt dem Namen nach viele, dem Wissen nach sehr wenig Aerzte.

Noch ist, nach Herrn Weikard's Angabe, das wichtigste Hinderniß des Medicinalwesens übrig — der Leibarzt. Ein wichtiger Mann, dessen Einfluß nicht gering ist, wofern er die nöthige Einsicht und Application, wahren Eifer für das Beste der Arzeneikunde, und herzliches Wohlwollen besitzt, so viel Gutes zu stiften, als es Lage, Zeit und Umstände erlauben! Sein naher und öfterer Umgang mit dem Fürsten, dem er dient, giebt ihm häufige Gelegenheit, seine gute Gesinnungen auf den Medicinalzustand, wie er ist, und wie er seyn sollte, zu ziehen. Die öftern Vorfallenheiten, wo die öffentliche Gesundheitspflege leidet, werden die unschuldigen Veranlassungen,

den

den Herrn auf seine Bestimmung, Vater des Volks, und besonders der ärmern Klasse, zu seyn, hinlänglich aufmerksam zu machen. Die Gespräche des Tages führen unvermerkt zum Zwecke. Die mangelnden Medicinalinstitute, die zur Klage gekommenen Vergehungen in Betracht der öffentlichen Gesundheitspflege, die gerichtlichen Verhandelungen des Kindermords, der Vergiftung u. d. werden das bequemste Mittel zur Verbesserung. Die guten Fürsten thun öfters nichts, weil der Leibarzt blos die Cour macht, ißt, trinkt, schläft oder träumt; Sie hören auf, weil man ihre Güte durch falsche Vorspiegelungen vielfältig mißbrauchte. Jeder Unpartheiische weiß, was van Swieten und Störk in den Oesterreichischen Staaten zur Verbesserung des ganzen Medicinalwesens thaten. Jeder Patriote wünscht sehnlichst, daß der wackere Laguſi das große Werk vollende. Die Kunst muß gewiß dabei gewinnen.

Aber warum geschieht in den meisten Ländern so wenig Gutes durch die Leibärzte? Die kleine Ursache ist, — sie sind meistens nicht, was sie seyn sollen, und stehen am unrechten Orte. Der Fürstliche Leibarzt sollte von Rechtswegen ein grundgelehrter und erfahrner Mann seyn, und — ist keins von beiden, — sollte

ein

ein Mann von guter edler Denkungsart seyn, in dessen Geiste kein Falsch war, und — ist voller niedrigen Kabale — sollte auf die Vervollkommnung der Wissenschaft sehen, und — ist der hohe Gönner aller Unwissenden, welche sich vor ihm bücken, — sollte die Wahrheit suchen, und vernünftige Vorschläge hören, und — verfolgt alle, welche dergleichen thun, mit Feuer und Schwerdt, oder doch wenigstens mit ewigem unversöhnlichen Hasse — soll die Kunstkenner schätzen und belohnen, und — befördert die Schmeichler ohne Kopf — sollte für Lehranstalten und guten Unterricht, für brauchbare Medicinalinstitute, für geschickte Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Hebammen sorgen, und — läßt alles auf sich beruhen, oder verrichtet es gegen die Gebühren, — sollte die untergeordneten Kollegen nach Verdienst vorziehen, und — verscheucht sie durch seinen despotischen Egoismus auf immer — sollte die Anstalten unter strenger Aufsicht halten, und sich, als Oberpfleger des öffentlichen Gesundheitswohls, benehmen, und — verkauft alle Stellen an die Meistbietenden, oder vergiebt sie an unwürdige Kreaturen, und bekümmert sich weiter nicht um das Uebrige, oder rühmt die Schwachköpfe, als lauter Genies, wenn sich in den Vorzimmern dazu Gelegens

legenheit darbietet, — sollte verdiente Männer dem Herrn empfehlen, und — rechnet sichs zur Ehre, wenn außer ihm kein Mann von Reputation im Staate ist, — sollte dem Herrn heilsame Vorschläge zur Aufnahme der Wissenschaft thun, und — hält es unter seiner Würde, jemals im Ernste daran zu denken, oder denkt nur an sich, — sollte in günstigen Augenblicken für seine gedrängten Mitbrüder reden, und — ist bei ihren Klagen taub. Unter diesen Umständen wird er statt des Guten lauter Böses thun, wenn er den feinen Hofton verstehet, wird er nichts thun, wenn er zu viel träges Phlegma hat, wird er alles verkehrt thun, wenn er mit der Weißheit im Processe liegt, wird er so gar schaden, wenn er aus Bigotterie den Mann vom Rosenkranze dem gründlichen Büchergelehrten und erfahrnen Practiker vorzieht.

Sehr oft kann der Leibarzt bei dem besten Willen nichts thun, weil die Einnahme und Ausgabe des Staats im Mißverhältnisse stehet. Dann ist er zu entschuldigen. Große Verbesserungen sind ohne Kostenaufwand unmöglich. Allein noch immer bleibt vieles übrig, was zum Besten des Medicinalzustandes beiträgt — bessere Einrichtung der Studien, und

Abstellung der dabei eingerissenen Mißbräuche, genaue Aufsicht über die öffentliche Gesundheitspflege, über das Medicinalpersonale, über Medicinalinstitute und Apotheken u. d. Erforschung der einheimischen Mineralquellen durch die Physiker oder andere kunstverständige Männer, Besorgung vollständiger Geburts- und Sterbelisten durch die Prediger, guter Ortbeschreibungen durch die Aerzte, Einsammlung guter Vorschläge, bestmöglichste Versorgung des Landes mit guten Aerzten, Wundärzten und Hebammen, Beförderung und Belohnung verdienter Männer, Aufforderung zu patriotischer Thätigkeit, und eifrige Mitwirkung zu gemeinnützigen Zwecken, Entfernung und Ausrottung verderblicher Quacksalber, Begünstigung aller Unternehmungen, welche auf Erhaltung der Gesundheit abzielen, z. B. Eintrocknung der Sümpfe, Eindämmung der Flüsse, um das Austreten zu verhüten, Ableitung der stillestehenden Wasser, Reinlichkeit der Luft auf den Straßen und in den öffentlichen Gebäuden, bessere Wohnung und Pflege der Gefangenen, und Minderung ihrer körperlichen Schicksale, physische Erziehung der Kinder, um einen dauerhaften Körper zu erlangen u. d. Die meisten von diesen Dingen lassen sich ohne einige, wenigstens ohne erhebliche Kosten bewirken, und

wenn

wenn der Leibarzt oder Leibchirurg mit Beispiel, mit Bitten und Ermuntern voran gehet; so fehlet es nicht an edeldenkenden Männern, welche ihr Scherflein treulich und sonder Gefährde beitragen. Niemand ist von Natur böse, außer wenn er dazu genöthigt wird, niemand undienstfertig, außer wenn er verkannt, übel belohnt oder sclavisch befehligt wird, niemand bei den Staatsbedürfnissen gleichgültig, außer wenn er Despotensinn und Despotenzwang bei dem kleinen Medicinalkönige wittert. Dann fühlt der wahre Arzt und Wundarzt seinen Menschen- Bürger- und Gelehrtenwerth, und hofiret der Eitelkeit nicht. Er würde durch seine freiwilligen Arbeiten für die Ehre und Finanzen des Leibarztes oder Leibchirurgen sorgen, wie der wohlbestallte Prosector für den Professor der Zergliederung, und der Gärtner für den Professor der Kräuterkunde. Die Herren schmücken sich oft mit fremden Federn, und die Klügern wählen sich unter diesen Umständen den besten Theil. Sie schweigen und ruhen von aller Arbeit.

9.

Sachen, welche gesucht werden.

1.

Ueberschwängerung gehöret bis jetzt noch unter die physiologischen Probleme, indem sie bald bejahet, bald wieder verneinet wird. Und doch wissen wir noch zu wenig von der Zeugung überhaupt, als daß man die Acten könne für geschlossen, und die Sache selbst für entschieden halten. Der alte Hippokratische Verfasser nimmt dieselbe an. Plinius erwähnt, als Geschichtschreiber, dergleichen Fälle, und neuerlichst stimmte ihm Moseley bei. Auch hier und da dürften sich noch in Deutschland anderweitige Belege zur Bestätigung finden. Da nun diese Frage in der gerichtlichen Medicin sehr wichtig ist: so wünscht man nach physiologischen und analogischen Gründen zu wissen, ob eine Ueberschwängerung möglich und wirklich ist? Und wofern es dergleichen giebt, wie und wenn, unter welchen Umständen geschieht dieselbe? Woran ist sie zu erkennen? Wie kann sie auf die gerichtliche Arzneikunde angewandt werden?

2.

Man hat neuerlichst den Mohnsaft, als vorzüglich, in venerischen Krankheiten empfohlen, und auf der andern Seite wieder, als unnütz, verworfen. Jenes that Michaelis, Tode und andere, dieses Hageström, Girtanner u. d. Man wollte gar keine Besserung, und den Uebergang der venerischen Geschwüre in scorbutische darnach bemerkt haben. Es entstehet also die Frage: Hat der Mohnsaft eine bestimmte und erwiesene Kraft gegen das venerische Uebel? Wirkt er specifisch, oder nur, als schmerzstillend, gegen den vorhandenen Reiz, oder als Besserungsmittel, auf die Lymphe? Ist er gegen die ganze Lustseuche heilsam, oder blos gegen einzelne schmerzhafte venerische Zufälle? Welches sind diese Zufälle? Und in welcher Periode der Krankheit, in welcher Menge, örtlich oder innerlich, kann derselbe mit Nutzen gebraucht werden?

3.

Es ist seit einiger Zeit der gute Ton unter den Aerzten geworden, über die veralterte Humoralpathologie zu spötteln, und unsern Zeiten wegen deren Verbannung von ganzem Herzen Glück zu wünschen. Man wünscht also

eine unpartheiische Erörterung, ob durch die Verläugnung dieses verjährten Lehrsatzes die Krankheitslehre überhaupt und insbesondere an Vollkommenheit gewonnen habe? Ob es möglich und rathsam sei, alle krankhafte Erscheinungen von den festen Theilen, vom Nervenreize, von Reizbarkeit und Lebenskraft u. d. abzuleiten, da im lebenden Körper sich die Wirkung von jenen ohne die Gegenwirkung der Säfte nicht wohl denken läßt? Sollte es nicht für die Wissenschaft zuträglicher seyn, das Uebertriebene und Einseitige von beiden Systemen fahren zu lassen, beide mit einander klüglich zu verbinden, und den Antheil, den jedes an der Entstehung der Krankheiten überhaupt und insbesondere, von Anfange oder in der Folge hat, sorgfältig zu bestimmen? Unter Leitung der Geschichte dürften sich manche treffliche Belege von dem großen Schaden herschender, auf einzelne Sätze oder Erfarungen gebaueter Systeme finden, um die Urheber im Behaupten, und die Nachbeter im Annehmen behutsamer zu machen.

4.

Die **Bevölkerung** war sonst die Generalloſung der Statistiker und Politiker. Man hielt den Staat für glücklich, in welchem auf einer

Qua-

Quadratmeile recht viele Menschen beisammen lebten, und sah es so gar, als ein gutes Zeichen, an, wenn von einem Lande starke Kolonien ausgingen, und große Fabriken durch solche Legionen producirender Geschöpfe besetzt werden konnten. Jetzt fängt man allmählig an, das Gegentheil zu behaupten, und mit Giuliano zu versichern, kein Grundsatz sei gefärlicher und nachtheiliger, als unbedingt die Vermehrung der Menschen zu befördern, zumal in großen Städten, wo die Mittel zum hinlänglichen Erwerb und zum nöthigen Unterhalt fehlen. Man möchte also gerne wissen, ob die Bevölkerung vom Willen des Gesetzgebers abhängt oder nicht? Ob dieselbe an und vor sich dem Staate nachtheilig seyn und werden könne, da die Menschenzahl in vielfacher Betracht ein unerkanntes Staatsgut ist, und in vielen Ländern besonders über Abnahme geklagt wird? Was giebt es für physische Mittel, um jene zu begünstigen und zu erhalten, und diese zu entfernen? Was sind hier von dem Regenten für Maasregeln zu nehmen, daß alle vorhandene Menschen zweckmäßig vertheilt, lange gesund und wohl erhalten, und mit der nöthigen Erwerbungskunst bekannt gemacht werden? So bald dies geschiehet, ist die Uebervölkerung dem Staate gewiß nicht lästig.

5.

Die Erfarung lehret, daß die Gifte nicht bei allen Menschen auf einerlei Art wirken, in gewissen Altern und Temperamenten schneller, in andern langsamer oder gar nicht schaden, einige nur in diesen oder jenen Orten, wo sie angebracht werden. Sollten sich nicht alle diese Erscheinungen aus der stärkern oder schwächern Reizbarkeit, aus der Gewohnheit und Ungewohnheit, aus den im Magen befindlichen oder zugleich genossenen ölicht-schleimichten Substanzen, und in einzelnen Fällen, wo nur einzelne Menschen davon heftig leiden, von der Idiosynkrasie ableiten lassen?

6.

Es giebt eine Menge äuserst feiner Krankheitsstoffe (Miasmata), welche, als eine unsichtbare Materie, die festen Theile schwächen, und die Säfte verändern, so gar Fäulniß und Tod erzeugen können. Sie finden sich am häufigsten in den Gegenden, wo eine verdorbene Luft herscht, wo Sümpfe und Ueberschwemmungen statt haben, wo viele Menschen beisammen sind, und äusern daselbst auch am ersten ihre Wirkung. Sie brechen aber auch häufig zu gewissen Jahrszeiten und bei besondern Witterun-

rungen aus. Es fragt sich also, sind diese Krankheitsstoffe feine Thier- und Pflanzenstoffe? Sind sie immer von einerlei Natur, oder durch Nebendinge vielfach modificiret? Ist der Dunstkrais der Zeugungsort oder nur der Sammelplatz dieser Ausdünstungen? Was trägt die veränderte Luftart zu deren Verbreitung, Verbesserung oder Verschlimmerung bei? Was giebt es für Mittel, sich dagegen zu verwahren, oder dieselben im Werden und Wirken zu behindern?

7.

Die Ansteckung bestehet in einer multiplicativen Mittheilung des nämlichen Krankheitsstoffes an einen andern Körper, woraus in dem gesündesten Menschen die nämliche Krankheit entspringet. Der Stoff scheint, als Saame, zu treiben, wenn er in einen bequemen Körper kommt, aber auch da ist nöthig, daß er nach Art der Saamen sich mit den thierischen Säften verbinde, und in denselben eine merkliche Abartung erzeuge. Da nun im gesunden und kranken Zustande die Assimilation eine wichtige Rolle spielt; so scheint es wünschenswerth zu seyn, nach Theorie und Versuchen zu prüfen, ob nicht die ganze Ansteckung eine Assimilation sei, welche nur von Neben-

umständen, von den verschiedenen Körpern, von der Witterung u. d. modificiret wird. Wie wird diese thierische Assimilation behindert oder geschwächt, im Falle der Ansteckungsstoff an und in den Körper gebracht worden ist?

8.

Es fehlt an Aerzten nicht, und in manchen Ländern vermehren sie sich, wie verderbliche Heuschrecken. Aber der größere Theil hat nur den Nahmen, nicht die dazu gehörigen Eigenschaften. Gleichwohl ist es für Menschenwohl und Menschenleben nicht gleichgültig zu wissen, zu welcher Klasse dieselben gehören. Man sucht also, zur Belehrung und bequemen Uebersicht, eine Tabelle, auf welcher die Zeichen der guten und schlechten Aerzte einander gegen über gestellet, und mit wenigen Worten ausgedrückt werden. Der Kalender, als das gemeinschaftliche Volksbuch, dürfte das beste und wohlfeilste Vehikel seyn, diese Art von Kenntniß in Umlauf zu bringen.

9.

Seit den Zeiten des Harvei, hat man sich darüber gestritten, ob und in wie weit derselbe für den wahren Erfinder des Blutumlaufs

laufs gehalten werden könne. Es finden sich bereits Spuren im Hippokrates, Plato, Nemesius, Sarpi, Cäsalpin, Servet u. a. Die Zeitgenossen des Harvei, z. B. Jac. Primerose, Kasp. Hoffmann, Eccard Leichner, Joh. Riolan u. a. machen ihm die Ehre der Entdeckung strittig, und neuerlichst haben La Caze, Bordeu, Robert und Rosa das nämliche gethan. Es ist sehr glaublich, daß er durch das Lesen obiger Bruchstücke aufmerksam gemacht wurde, sich durch Zergliederung der Thiere von der Richtigkeit der Sache ganz zu überzeugen, und dadurch das Werk zu vollenden, das jene bereits angefangen hatten. Es ist für den Forscher und neugierigen Liebhaber angenehm, ein vollständiges Gemälde vor sich zu haben, wie diese für Physiologie, Pathologie und Therapie so wichtige Lehre entstand, fortrückte und fester wurde, und bei allen etwanigen Einwürfen der Gegner bestand. Es wird also eine kritische Geschichte des Kraislaufes gesucht, in welcher erst aus den damaligen und nachher geschriebenen Büchern die Hauptstellen nach der Zeitfolge bis auf Harvei und nachher geordnet, und aus diesen das Resultat ausgehoben ist, dann aber eben so unpartheiisch erzählt wird, in wie weit Harvei obige

Thatsätze nützte, um Licht statt der Finsterniß zu geben, endlich eine erbauliche Nutzanwendung auf die Revolution gemacht ist, welche diese Entdeckung in der ganzen theoretischen und practischen Arzneikunde verursachte, auf den Nutzen und Schaden, der, wie immer, bei Neuerungen, daher erfolgte.

10.

Man fängt seit einiger Zeit an, neue Auflagen und Uebersetzungen der alten Aerzte zu besorgen. Man scheint es zu fühlen, daß sie die Verachtung und Hintansetzung nicht verdienen, welche ihnen die Nichtkenner und gewisse Tongeber in Gnaden widerfahren lassen, und will vermuthlich dadurch diesem Studium eine andere Richtung oder den alten Werth wieder geben. Allein man verfehlt den rechten Weg. Uebersetzungen ganzer Bücher, zumal theoretischer, sind zu Erreichung des Zwecks ganz unschicklich. Denn grade die Theorien der Vorzeit misfallen den Neuern, und geben ihnen Stoff zum Spötteln, obgleich viele neuere Behauptungen eben so unschmackhaft, wohl gar grundlos sind. Der herschende Geschmack ist practisch. Für alles andere hat man wenig oder gar keinen Sinn. Folglich ist es nicht genug, die Aphorismen des Hippokrates,

wie

wie Gellert's Hut, vielfach aufzuputzen, da bekanntlich viel theoretisches Werk in denselben befindlich ist. Es möchte also nöthig seyn, daß die Herausgeber alter Aerzte nicht blos die vorhandenen lateinischen und deutschen Uebersetzungen mit einer Vorrede in die Welt schicken, sondern bei jeder Theorie das Wahre oder Falsche, bei jedem Lehrsatze die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit der Meinungen, bei den anatomischen und practischen Behauptungen das Vorrücken oder den Rückgang der Neuern, bei den etwanigen Mängeln die nachher gemachten Verbesserungen u. d. bemerken, folglich das Alte und Neue immer in Parallele stellen mögen. Semiotische und practische Bücher machen auf diese zweckmäßige Behandlung die meisten und gerechtesten Ansprüche.

II.

Das Aderlassen überhaupt, und die Auswal der Adern in einzelnen Krankheiten, ist für den practischen Arzt sehr wichtig. Die ängstlichen Alten übertrieben die Sache, und die Neuern vernachläßigen dieselbe ganz. Im sechszehnten Jahrhunderte entstand zwischen den Arabisten und so genannten Hippokratikern ein mächtiger Streit über die Frage, ob man im hitzigen Seitenstechen auf dem Arme der leiden-

den

den oder entgegengesetzten Seite solle zur Ader lassen? Die Gegner wurden hitzig; Jeder stritt mit Autoritäten, und nachdem sie sich fast, wie die schlechten Schriftsteller in Boileau's Pulte, außer Athem gezankt hatten, endigte sich der Zank mit der Flucht oder Absterben der Arabisten. Moreau hat ein Verzeichniß der Schriftsteller für und wider angegeben, aber es ist weder vollständig, noch kritisch. Man wünscht also eine aus den Acten gezogene Geschichte dieser Aderlaßfehde, mit chronologischer Aufstellung der beiderseitigen Schriftsteller bis auf die neueste Zeit, und am Ende die Auseinandersetzung, Bestimmung und Anwendung auf die Praxis. So dürfte diese alte Fehde noch jetzt für den practischen Arzt instructiv und nützlich werden.

12.

Die Alten glaubten, aus Mangel an Naturkenntniß und Chemie, vielleicht auch nach einzelnen zufälligen Unglücksfällen, das Spießglas sei ein Gift. In dem sechszehnten Jahrhunderte hob die chemische Secte ihr Haupt empor, und zeichnete sich durch die Bereitung und den Gebrauch metallischer Arzneimittel vorzüglich aus. Die Galeniker fürchteten sich, mehr aus Anhänglichkeit an das Alte und aus

falscher

falscher Theorie, als aus Ueberzeugung, vielleicht auch durch Erblickung der chymisch-practischen Opfer, für dem Pulver, dem Brechwein und andern aus dem Spießglase bereiteten Arzeneien erschrecklich. Darüber entstand in der Mitte des Jahrhunderts eine stürmische Fehde in Frankreich, wo so gar das Parlament den Gebrauch verbot, und erst in der Mitte des folgenden Jahrhunderts das Verbot wieder aufhob. Die Aerzte von Montpellier kehrten sich nicht an den Parlamentsschluß, und die Pariser nahmen jene nicht in ihre Gesellschaft auf, bis sie dieser medicinischen Ketzerei entsagt hatten. Patin setzt diese Herren so gar mit den falschen Münzern in eine Klasse, und verdammt beide zu Feldpredigern am Galgen. Renaudot macht den Advocaten. Es wird also eine actenmäßige und unpartheiische Geschichte der Spießglasfehde gesucht, in welcher die Thatsätze richtig gefaßt, und die Resultate der Untersuchung, mit steter Rücksicht auf die Quelle dieser Meinung, treulich mitgetheilt werden. Der pragmatische Historiker könnte dabei manche herrliche Reflexion anbringen.

10.

Sportelsucht vermag alles.
Eine Erzählung.

Morand hatte von der Natur alles, vom Glücke nichts erhalten. Da die Naturgaben mit den Glücksgaben im Mißverhältnisse standen; so wurde er in kurzem durch angewandten Fleiß ein wackerer und berühmter Gelehrter, aber drückende Armuth blieb der stete Begleiter der Jugend, und kümmerliche Mittelmäßigkeit verfolgte ihn bis ans Grab. Alle Versuche, das Glück zu fesseln, und sich bessere Tage zu verschaffen, waren fruchtlos. Das Glück lächelte ihm nie. Immer scheiterten die besten Entwürfe, weil die Aussenseite zu wenig versprach, das bescheidene Verdienst mit dem herschenden Tone im Widerspruche stand, die nagende Nahrungssorge nicht erlaubte sich in der großen Welt zu zeigen, und reelle Gelehrsamkeit in seinem Zirkel grade nicht der Maasstab der Brauchbarkeit war. Als Student, suchte er immer vergebens um ein Stipendium nach: (Es war bereits an einen jungen Mann von Familie vergeben, oder an einen guten Freund ver-

versprochen.) Als Gelehrter, suchte er um erledigte Aemter mehrmals nach, und fiel immer durch. Anfänglich war er zu jung, nachher zu alt, bald hatte er einen zu guten, bald zu schlechten Anstand, manchmal war er zu bedenklich in der Wal der Mittel, um zum Zwecke zu gelangen. Einst bot ihm der Lord** die Leibarztstelle mit 1000 Pfund Sterling an, wenn er seine alte Liebschaft zur treuen Bettgenoßin annehmen wollte. Mein Geschmack ist nicht für gemeinschaftliches Gut, sagte er, und sogleich wurde er, als ein Mann ohne Lebensart, in Gnaden entlassen.

Dieser Lage überdrüßig, ging er an die Themse, und die erste Forderung war die Vorausbezahlung der stipulirten Fracht. Er entrichtete die Gebühren, und hatte den Vorsatz, sein Glück auf dem festen Lande zu versuchen. In der Betracht nahm er bald diesen, bald jenen Namen und Charakter an, um seine Absicht zu verstecken. In H** meldete er sich zur Annahme des Doctortitels. Sein Gesuch wurde erhöret, und eine bestimmte Anzal holländischer Ducaten verlangt. Er gestand sein Unvermögen, und die Facultät bedauerte ihn, aus der kleinen Ursache, sie sei auf die Spenteln gewiesen. Er ging nach B***, suchte

um

um die Feldarztstelle bei der Patriotenarmee nach, und wurde gefälligst entlassen, weil er sich in L** nicht aufs neue gegen die Gebühren wollte förmeln lassen. Als gebohrner Freiheitsmann, begab er sich nach P** in Hofnung, daß da, wo alles frei, und aller Innungszwang aufgehoben ist, auch der Arzt könne ohne fernere Anfrage practiciren. Nein, sagte der Maire, jeder muß ein Patent für sein Gewerbe lösen, die Facultät berief sich auf ihre Gerechtsame, Er appellirte an die neue Freiheit und Menschenrechte. Aber vergebens. Der Bescheid war, das Gesuch kann ohne Sportelstaxe nicht statt haben. Guter Gott, sprach er! Mitten in dem Lande der Freiheit ist der Nahrungserwerb mit Abgaben belastet, und nur das Soldatenhandwerk ist frei. Sogleich meldete er sich bei der Behörde. Er wurde angenommen, aber unter der Bedingung, Einschreibegebühren zu erlegen, und sich selbst das Benöthigte anzuschaffen. Mißmüthig ging er von dannen, mit dem edlen Vorsatze, das Glücke blos bei der erlernten Kunst zu suchen.

Er kam unter vielfacher Furcht, als Aristokrate lanterniſiret, oder für einen Spion des Monsieur Capet gehalten zu werden, in Deutschland an. Seine Erwartung war hoch gespannt. Er

hat-

hatte öfters in der Insel gehöret, der Deutsche stehe weit hinter dem Britten, Duncan habe einen vortheilhaften Ruf zur practischen Professur nach Göttingen gehabt, Bailies, Englische Impfärzte und Oculisten hätten hier ihr Glück gemacht, der deutsche Arzt erhebe den tiefdenkenden Britten und mächtigen Krankheitsbeobachter über alles, und staune alle von ihm kommenden Hypothesen, als ausgemachte Wahrheiten, an. Diese Hofnung führte ihn unvermerkt nach B**. Er wollte den Brunnenarzt machen, und erhielt die gnädige Willensmeinung, daß Niemand ohne Bewilligung der Fürstl. Kammer dies Geschäfte treiben könne. Er zog von dannen nach W** nach P** und erfuhr das nämliche Schicksal. Nun trug ihn der Weg nach der Residenz. Er ließ sich dem Fürsten vorstellen, wurde gnädig aufgenommen, sein Gesuch um die Leibarztstelle gewähret, Character und Amt zugesichert, aber gegen die herkömmlichen Gebühren, von Rechts wegen. Er fragte nach einer Professorstelle, in Hofnung, sie sei so einträglich und bequem, wie in Engelland, und bekam die nämliche Weisung. Er machte eine stille Verbeugung, und setzte den Pilgrimstab weiter. Lieber Himmel! dachte er für sich. Ist denn alles in der Welt für Geld und Sporteln feil?

In der Unentschlossenheit, ob er vor- oder rückwärts gehen solle, war er, wie so mancher Reisende, von der Marschroute vielfältig abgekommen, hatte so manchen Seitengang gemacht, nach Art junger und alter Kraftmänner ein Reisejournal geführet, ohne, wie Gellius theuren Andenkens, dabei einen mercantilischen Plan zu haben, sich in den Gasthöfen nach Einwohner, Sitten und Lebensart erkundigt, und so manche Provision für Seelen- Menschen- und Länderkunde gemacht, als ihn beim Eingehen in die Stadt eine militärische Donnerstimme aus dem tiefen Nachdenken über sein hartes Schicksal weckte. Man fragte strenge, von wannen er komme, und wohin er gehe, fragte nach dem Passe, und er hatte keinen. Wozu dieser, rief er? Ich bin ein fremder Arzt, der sich in dieses Land verirret hat, hier nichts sucht, aber auch nichts zu verlieren hat. Sogleich wurde er zum Chef des Militäre, von da zum amthirenden Bürgermeister geführt, allenthalben genau ausgeforscht, ob er ein Kundschafter der saubern Propaganda sei, und endlich wegen bessern Fortkommens mit einem Reisepasse versehen — alles gegen die Gebühren. Ei, sagte er! Ist denn hier alles der Taxe unterworfen? Ganz, wie in Engelland, war die mit Ernst und Würde gegebene Antwort

des

des phlegmatischen Bürgermeisters. Aber die ewigen Sporteln? — Stehen alle in meiner Bestallung auf der Sporteltaxe, sind ein Theil meiner Besoldung. Morand schwieg, ertrug, was er nicht ändern konnte, und verfolgte seinen Weg, der ihn nach N** führte. Es war Messe, unter dem Thore ein Gewühle von ein- und ausgehenden Menschen, und jeder versteuerte seinen Kopf, ohne ein scheeles Gesicht anzunehmen. Schon wieder etwas zur Sporteltaxe, rief er? Zu dienen, war die kalte Antwort. Morand zahlte, und ging trotzig, wie ein Künstler, fort, mit dem festen Entschlusse, grades Weges in sein Vaterland zurück zu kehren. Wenn die Sportelsucht allenthalben alles vermag, murmelte er für sich in den Bart; so will ich lieber von den Meinigen sportuliret seyn, als von jedem Maire, Bürgermeister und Thorschreiber, der kein Britte ist. So schied er von dannen, und war am Ende wieder, was er vor seinem Ausgange war — ein armer Doctor, mit Erlaubniß der Obern zu morden, so viel beliebig seyn möchte, gegen die Gebühren, alles von Rechts wegen.

II.

Medicinalwesen bei der Armee.

Das Mein und Dein war von Urbeginn der Welt der gewöhnliche Gegenstand des Streites und Haders. Jeder bediente sich der vorräthigen Hülfsmittel, um das Eigenthum zu bewahren, oder einem andern zu entreißen. Das Faustrecht gab im Naturstande einem Jeden die nöthige Sicherung für Beglückung, Gewalt und Unrecht, und wurde im Mittelalter das an Raubsucht gränzende Recht des Mächtigern. In den civilisirten Staaten sollten die Gesetze einem jeden Bürger den Besitzstand gegen alle Eingriffe und Beeinträchtigungen sichern, und wurden sehr oft durch Doppelsinn, Unbestimmtheit und Willkühr des Richters die Quelle unzähliger Streitigkeiten und Fehden. Ringsum und neben uns zanken sich Herren und Unterthanen über die Gränzen der Befugnisse und Gerechtsame. Nationen empören sich gegen ihren rechtmäßigen Herrn, und schreiben ihm vor, was er thun und glauben soll, was sie annehmen und verwerfen wollen. Indem jene den allgewaltigen Königs- und Ministerdespo-

tismus

tismus zu stürzen suchen, — mit Recht oder Unrecht, das laß' ich unentschieden — schreien die Leidenden in andern Ländern über willkührliche Rechtspflege, über Begünstigung des Grossen oder Reichen, über ungebührliche Erhöhung und Vermehrung der drückenden Auflagen, über unnöthige Geldversplitterungen, über unzählige Einschränkung der Menschen- und Bürgerrechte, über Beraubung der ertheilten oder erworbenen Befreiungen, so bald es der Konvenienz des Befehlenden, oder der Plusmacherei des Kameralisten behagt. Klagen und Streiten gehöret hoffentlich auch unter die modischen Menschheitsrechte.

Fürsten sind Menschen, wie wir. Sie haben Schwachheiten und Thorheiten, wie alle Kinder der Natur. Ihre Erziehung macht sie zum Sinnengenusse und zum Gebrauche der Vergnügungen geschickt; Ihr Stand verleitet sie oft zu willkührlichen oder illegalen Handlungen, weil sie keinen Obern zu fürchten haben, und, wenn der schmeichelnde Hofmann oder Politiker wahr redet, über alle Gesetze und Verbindlichkeiten erhaben sind. Sie thaten also manchmal Unrecht, ohne daß sie es glaubten. Sie kränkten würdige Männer, weil man ihnen den erniedrigenden und falschen Satz bei-

gebracht hatte, alle Unterthanen seien, wie gebohrne Sclaven, zu ihren Mißhandlungen bestimmt. Sie erlaubten sich alles, weil sie Niemanden wegen ihres Betragens verantwortlich waren, und ließen Jedermänniglich ihren Unwillen nachdrücklichst empfinden, so bald man es wagte, die zustehende Gerechtsame standhaft zu vertheidigen, oder von Bedrückungen zu reden. Fürsten, sagten sie, können nie Unrecht haben oder Unrecht thun, und brachten den Andersdenkenden durch geheime Verhaftbefehle auf immer zum Schweigen, oder ließen nur drucken, was ihren Absichten und Grundsätzen entsprach, oder blendeten die Gelehrten durch Pensionen, um dem Publicum den Ton vorzustimmen. So waren sie immer Herren über Reden und Handeln, über Glauben, Lehren und Schreiben. Ihr Wille war alles in Allem, ihr Befehl unwiderruflich, ihr Blick gebietend, ihr Zorn gefärlich. Der furchtsame Sclave bückte sich vor dem allgewaltigen Ludwig, der Weise schwieg, der Dichter rächte sich durch Spottlieder, und entging selten dem spähenden Blicke der Policei, büßte meistens die Denk- und Schreibfreiheit in der Bastille. So ging endlich der stille Unwille in thätigen Widerstand über. So lernte der Bürger unter Anhetzung einiger mißvergnügten Gro-

ßen

ßen das willkührliche Unrecht fühlen, das er seit Jahrhunderten geduldig ertrug, und machte Versuche, die schweren Fesseln zu zerbrechen, welche ihn an König und Vaterland banden. So artete der Freiheitsdrang in Ungehorsam, Aufruhr, Empörung, Mord, Abfall ganzer Provinzen, Gesetzbrüchigkeit u. s. w. aus. So schwand Ruhe, Glück und Zufriedenheit aus den Gemüthern, gegenseitiges Mißtrauen trat an die Stelle, Ungezogenheit und Frechheit wurde das Schiboleth der Patrioten, Hartnäckigkeit und Starrsinn die Losung der Aristokraten, allgemeine Verwirrung, Gesetzlosigkeit und Verarmung die Folge dieser schrecklichen Unruhen. Möchte doch ein guter Genius bald die Fackel der Zwietracht auslöschen, Fürst und Unterthan sich wieder nähern, und gemeinschaftliche Abstellung der eingerissenen Mißbräuche, freundschaftliche Festsetzung der Gränzen, wie weit Jeder ohne Nachtheil der Nation gehen darf, das Mittel zum allgemeinen Frieden werden!

Fürsten kommen mit Fürsten in Streit über das Mein und Dein, wie andere Menschenkinder, nur der Gegenstand des Streites ist wichtiger, und die Folge beträchtlicher, als bei jenen. Das Wohl ganzer Länder wird aufs

Spiel gesetzt. Millionen von Menschen werden das unschuldige Opfer des Haders, den öfters ein mißverstandener oder unüberlegter Ausdruck, ein zweideutiges Benehmen, eine gehäßige Insinuation, falsche Politik und Vergrößerungssucht erzeugt, und die Macht oder das Glück der Waffen entscheiden muß. Der Bürger wird durch stillschweigenden Vertrag oder durch Gewalt der Obern zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert. Der stehende und besoldete Soldat ist der bestellte Advocat und Schiedsrichter in den Händeln der Großen. Er ist ein nothwendiges Uebel der jetzigen Politik, aber wenn er klüglich genutzt und gelenkt wird, das beste Mittel, den Frieden im Staate zu erhalten, und bei Auswärtigen zu erfechten. Er setzt also sein Leben, seine Gesundheit in Gefar, und hat meistens für allen Antheil an den militärischen Vortheilen und Siegen nichts weiter, als den unbemerkten und pflichtmäßigen Ruhm, wie ein Held, auf dem Bette der Ehre zu sterben, oder wie ein Krüppel, die unbelohnten Siegeszeichen herum zu tragen.

Es ist niederschlagend für den Beobachter und Menschenfreund, zu sehen, wie viel unglückliche Opfer der Krieg dahin rast, aber noch

trau-

trauriger ist die Erfahrung, daß der Staat so wenig reelle Sorgfalt für ihre Erhaltung nach den Verwundungen trägt. Der Mangel an Aufsicht und Pflege, die Unwissenheit der Aerzte und Wundärzte, und selbst das zweideutige Gefühl des commandirenden Generals, schadet hier öfters mehr, als das feindliche Schwerdt. Viele tausend wackere Krieger sterben nicht an der erhaltenen Verletzung, sondern an der Behandlung. Viele bleiben ungerettet, weil der General, wie mancher Staatsminister, denkt, und den verdienten Mann nur so lange schätzt, als er ihn braucht.

Man hat über dieses Problem eine gehäßige Anekdote von Friedrich, dem Großen. Man hat Parthie genommen, das Zeugniß des bidern Warnery verdächtig gemacht, sich auf das Daseyn im Lazarethe berufen, und den negativen Beweis aus der Unmöglichkeit geführet. Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, ein Mensch kann nicht alles wissen, wie kann ein Lazaretharzt so dreiste die Unmöglichkeit behaupten? Nur so viel bleibt factisch richtig, in seinem Lazarethe wußten die Subalternen nichts davon, aber war der geheime Befehl an die Obern nicht möglich oder wirklich? Das menschliche Gefühl empöret sich gegen den Gedanken, aber

die Geschichte sagt uns laut, daß Menschenleben in der Staatsrechnung nicht allemal etwas wichtiges ist. Denkt man sich den jämmerlichen Finanzzustand und die mißliche Lage, in welcher der König öfters war; Erwägt man die philosophischen Grundsätze, welche er über Leben, Tod und Unsterblichkeit hatte; Verfolgt man im Stillen den Vorsatz des entschlossenen Königs, in dringenden Fällen eher den Tod zu übernehmen, als in die Hände seiner Feinde zu fallen; Vergleicht man dies mit den schriftlichen Aeuserungen an den Marquis d'Argens; so ist der Entschluß weder unwahrscheinlich, noch unmöglich. Unter diesen Umständen, in dieser Stimmung der Seele, bei dem überhandnehmenden Mißmuthe, bei den Stürmen und Zudringlichkeiten seiner unversöhnlichen Feinde, war die Aufopferung der kostspieligen und unnützen Verwundeten das leichteste Opfer. Ein König, der freiwillig sterben kann, erwartet von den Theilnehmern des Krieges gleiche Entschlossenheit. Wer das Leben satt hat, bekümmert sich um die Urtheile der übrigen Menschen nicht. Er fühlt, und erliegt unter den drückenden Leiden. Er urtheilt nach seiner Empfindung, und ist unfähig, über die Moralität der Handlung und des Befehls nachzusinnen. In einer solchen Stunde entfuhr ihm

wahr-

wahrscheinlich der grausame Gedanke. Er vergas ihn bei zurückkommender Vernunft, aber die geschwätzige Fama vergas ihn nicht. So erfuhr ihn Warnery, wofern er nicht selbst Zeuge war, zeichnete das Gehörte treulich auf, und gab es, wie ein rechtschaffener Geschichtschreiber, wieder. Warnery war ein beleidigter und hintangesetzter Preuß. General, aber, so viel ich ihn kenne, ein biderer Mann, der gewiß nicht aus Leidenschaft irgend eine Unwahrheit sagte oder niederschrieb. Man verdammte aus Nebenabsichten oder eitlem Patriotismus einen Verstorbenen, der sich nicht mehr vertheidigen konnte, zu Gunsten des Königs.

Der Soldat verdienet also die Fürsorge des Regenten und Generals. Seine Wunden waren Folgen des Diensteifers, sein Tod ist ein Märtyrerthum für den Staat. Die bestmöglichste Pflege wird Pflicht. Wer soll künftig Gesundheit und Leben aufs Spiel setzen, wenn er nach dem Treffen oder Scharmützel, als ein unbrauchbares Mitglied, verlassen ist? Und doch pflegt die Medicinalpflege bei dem Heere meistens sehr nachläßig zu seyn. Im Felde ist die Krankenverpflegung gewöhnlichermaßen tumultuarisch: (So ging es, nach Aussage der Augenzeugen, vor Choczim bei der

Oester-

Oesterreichischen und Rußischen Armee) Das Medicinalpersonale wird bei eintretendem Kriege zusammengeraft, und jeder ausgelernter Barbirergeselle angenommen, der nicht einmal kunstmäßig aderlassen oder verbinden kann, und von der eigentlichen Chirurgie oder Medicin gar nichts verstehet. Jeder junge Arzt versucht sein Heil im Felde, um die Todesversuche mit den armen Soldaten zu machen, und da, wo er ausgeschlossen ist, thun die Medicochirurgen das nämliche. Die Kenntniß und Auswal der Mittel ist mangelhaft; (Dies zeugen die meisten Feldpharmakopöen) Die Anwendung ist willkührlich, und der Subaltern giebt, was und wie es die Obern vorschreiben. Der Zufall muß also hier gar oft entscheiden, die gute Natur über Mangel, Unwissenheit und Unordnung siegen. Die Hälfte der Verwundeten ist das unerbittliche Opfer des Todes, ohne daß Fürst und General wissen, wo die Ursache liegt. Diese befehlen und bestimmen den Fond, die Vorsteher haben die Einrichtung und Berechnung, die Untergeordneten thun, was sie können oder wollen, der Verlust stehet auf der Liste der Todten und Unheilbaren. Dadurch leidet der Staat zwiefach, an Menschen und Geld, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen.

Billig sollte schon in Friedenszeiten an dieses große Bedürfniß gedacht werden — durch zweckmäßigen Unterricht der Aerzte und Wundärzte auf Kosten des Staates. In den meisten Ländern, wo der Soldat der wichtigste Mann zu seyn scheint, hat man wenig oder gar nichts gethan. Man hat medicinisch-chirurgische Institute angelegt. Im Frieden werden nicht so viel Zöglinge, als nöthig ist, gebildet, und im Kriege tritt die Nothwendigkeit ein, entweder mit vielem Kostenaufwande die nothwendigsten Subjecte aus der Ferne zu verschreiben, oder das treue Geständniß abzulegen: Die Armee ist besetzt; Aber wie? Dies ist eine andere Frage. Man hat chirurgische Akademien errichtet, und der Menschenfreund fragt betroffen: Was haben sie für Früchte getragen? Was ist durch diese während dem Kriege geschehen? Man hat hier und da ähnliche Anstalten gewünscht, und bis jetzt noch nicht über Fond, Zweck und Einrichtung eins werden können. Man hat für die künftigen Feldärzte — gar nicht gesorgt, und dennoch sind dieselben bei der Armee unentbehrlich. Die Menge der körperlichen Uebel macht ein mehreres Personale nothwendig. So lange der Arzt, im Durchschnitte genommen, noch immer einen bessern Unterricht bekommt, als der gewöhn-

wöhnliche Wundarzt, und die militärische Lazarethpraxis nur eine modificirte Stadtpraxis bleibt; so läßt sich gar nicht zweifeln, er könne im Felde den glücklichen Arzt machen, und, als Kenner, manchen unglücklichen Ausgang verhüten. Auch die Verbindung der Aerzte und Wundärzte kann fernerhin bestehen, kann zum Besten der Kranken und Verwundeten dienen, wofern nur keine unzeitige Rivalität oder unerträglicher Despotismus einreißt. Beide arbeiten am Ende doch nur auf den großen und edlen Zweck — dem Fürsten und Staate brauchbare Bürger zu erhalten.

Entweder müssen die medicinischen und chirurgischen Schulen so eingerichtet werden, daß jeder künftige Arzt und Wundarzt hinlänglichen Unterricht im Ganzen und in den einzelnen Theilen finde, und nachher im Lande seine Kunst ungestört ausüben könne, (dann ist beim Ausbruche des Krieges kein Mangel an brauchbaren Subjecten, und das Arztpressen überflüßig) oder es sind gewisse Medicinalräthe hier und da anzustellen, welche in Friedens- und Kriegeszeiten die bessern Männer beobachten und ausheben, und, als Kolonisten, an die Behörde absenden. So hat z. B. das weitläuftige Rußland noch immer nicht genug Aerzte und Wundärzte. Die Fremdlinge, welche auf

gutes Glück dahin gehen, sind größtentheils Unwissende oder Abentheurer. Der Geist ist willig, und das Fleisch schwach. Der bestehende Mangel giebt ihnen Hofnung zur Versorgung, und das Menschenwohl gewinnet dabei nicht. Die große menschenfreundliche Monarchin, unermüdet besorgt für das Ganze und für die Theile, that für die leidende Menschheit, was wenige Fürsten thun. Möchte doch Ihre Milde und Gnade diese glückliche Revolution im Medicinalwesen bewirken!

Im Felde muß, außer dem geschickten Personale, die genaueste Aufsicht statt haben, damit keine Unordnungen entstehen, die strengste Pünctlichkeit herschen, damit der kranke oder verwundete Soldat nicht Noth leide, die bestmöglichste Pflege und Sorgsamkeit angewandt werden, damit Niemand durch fremde Schuld, Nachläßigkeit oder Unwissenheit verloren gehe. Alles, was in einem wohlgeordneten Lazarethe geschieht, muß auch hier auf der Liste der Pflichten stehen. Vieles, das von den Umständen abhängt, läßt sich nicht in die Tabelle bringen. Dies ersetzt das Gefühl von Menschlichkeit und Ehre. Die Religion befiehlt, dem unglücklichen Bruder bestmöglichst beizustehen. Der Fürst, der uns zu dieser Hülfleistung besoldet,

soldet, wünscht, daß alle tapfere Männer dem Vaterlande und den ihrigen erhalten werden. Der edle Gedanke, die Stütze der Verlassenen, der Trost der Schwachen, der Freund der sterbenden Brüder gewesen zu seyn, macht uns stark im Thun und Ausharren, erhebt den Geist über die Vorurtheile der Menschen, und lehrt uns practisch die wichtige Kunst zu sterben. Wer die vielfachen Gestalten des Todes kennet, fürchtet die Stimme des obersten Feldherren nicht, der ihn von dem Posten des Lebens über lang oder kurz abruft. Was der Staat nicht belohnt oder belohnen kann, findet der rechtschaffene Mann in sich selbst. Das Bewußtseyn guter Handlungen ist ihm werther, als alles andere, das nur blendet, aber nicht beruhigt.

12.

Flußbäder und Badeanstalten.

Der Mensch findet öfters in dem vermeinten Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und des Lebens den unvermutheten Tod. Nirgends ist er früher zu befürchten, als im Flußbade, das

wir

wir wünschen, weil es der Natur behagt, durch das Vorurtheil alter und neuer Nationen empfehlenswerth zu seyn scheint, und nach der Erfahrung der Aerzte, die Körper- und Nervenschwäche, das gewöhnliche Antheil der jetzigen Menschengattung, mächtiglich dämpft. Die Aeltern vom guten Ton leiden an den Folgen des Luxus, an Krämpfen, und geben ihren Kindern das, was sie gerne entbehren möchten, die Anlage zu Krämpfen. Das neugebohrne Kind, schwächlich, wie die Mutter, verwelkt im Anfange des Seyns, fühlet die Weichlichkeit, die Entziehung der Brust und der freien Luft, die modische Erziehung u. d. in vollem Maaße, und sinket ohnmächtig dahin. Der Knabe, zum Genusse der Jugendfreuden und Körperbewegung bestimmt, muß vor der Zeit sitzen, arbeiten und lernen, soll Geistesfrüchte treiben, welche sich mit dem schwachen Körper nicht vereinbaren lassen, und fällt, als frühzeitige Frucht, mitten in den Hofnungen dahin. Der Jüngling, das Spiel der Einbildung und Sinnlichkeiten, betritt den Pfad der Wollust, pflückt gefällige Rosen und fühlt die Wunden auf immer. Sein Leben ist ein steter Kampf zwischen Empfindsamkeit und Schwäche, zwischen dem Genusse der Lüfte und impestirenden Gifte, und sein Tod die unaus-

bleibliche Folge der zugezogenen Kraftlosigkeit. Erschreckliche Nervenübel machen den Vortrapp, Austrocknung und Schwindsucht den Beschluß. Der Mann büßt die Sünden der Jugend, der schlummernde Feind erwacht, die Schlange, welche sich so oft anhing, bricht aus dem Hinterhalte hervor, Gram und Krankheit nagen gemeinschaftlich am Leben, und abzehrende Schwäche wird der Weg zum Grabe. Der muntere Alte ist selten, (die meisten erlagen schon früher unter der Gewalt körperlicher Leiden) weit öfterer verfiecht er den Rest der Tage, und vegetiret an statt zu leben. So verfolgt uns Schwäche von der Wiege bis zur Baare. Die verzärtelte Lebensart und Weichlichkeit war die Mutter der immerwährenden Krankheit und des Todes.

Das einzige und zuverläßigste Mittel gegen diese Entnervung ist — kaltes Waschen und Baden. Es zieht die Haut zusammen, und macht eine sanfte Nervenerschütterung, stärkt die festen Theile, vermehrt die Kraft des Herzens und der Gefäße, kühlt die Hitze, verbreitet Leben und Stärke durch die Glieder, und behagt dem Kinde, wie dem Greiße, nimmt die Schlappheit weg, und unterdrückt die davon abhängigen Krankheiten, bewahrt vor

Flüs-

Flüssen, Katarrhen, Reißen und Gicht, kurz, es ist ein wahres Universalmittel gegen alle Krankheiten von Schlappheit und Schwäche. Und deren ist, leider! in unsern Tagen Legion. Hartnäckige Hautkrankheiten und Hautgeschwüre, Rothlauf, entkräftende Schweiße und Dürrsucht, anhaltende Durchfälle, fieberhafte Hitze, örtliche Quetschungen und Entzündungen, krampfigte Blutkolik, Windkolik und Aufblähen des Leibes, eingeklemmte Brüche, Blutflüsse, Krämpfe, u. s. w. gehören in dieses weite Feld. Klystire, Waschen, Umschläge, Baden, haben hier öfters erstaunende Wirkung geäusert, alte und dem Ansehen nach unheilbare Krankheiten gehoben.

Dieser glückliche Erfolg nahm die älteste Nationen für das Flußbad ein. Es war zu heiligen Gebräuchen bestimmt; Die Priester durften sich nicht eher dem Opfer nahen, als bis sie sich im fließenden Wasser gebadet hatten. Die Eingeweiheten hatten erst nach einer solchen Reinigung den Zutritt in die Mysterien. Die jüdischen Frauenzimmer mußten sich zu gewissen Zeiten, die Weiber nach der monatlichen Reinigung und dem Wochenbette, die Männer nach dem Beischlafe und nach der Berührung des Unreinen oder der Leichen baden. Das

kalte Bad war bei Griechen und Römern das allgemeine Gesundheitsmittel der Nation. Personen von allerlei Alter, Kinder und Greiße, Vornehme und Geringe, verschmäheten diese Abhärtung des Körpers nicht, und wurden dadurch geschickt, die Strapazen des Krieges zu ertragen, und den Eindrücken der Luft zu trotzen. Kaltes Baden und Schwimmen machte einen großen Theil der physischen Volkserziehung aus. Warme Bäder traten erst mit zunehmenden Luxus an deren Stelle.

Auch den neuern Nationen ist diese Nationalsitte eigen. Die Indier waschen ihre Kinder mit kaltem Wasser, und lassen die Erwachsenen im Flusse baden. Das nämliche thun die Tonguſen, die Muhamedaner, Otaheiter und Wilden. Die Engelländer wurden im vorigen Jahrhunderte die eifrigen Lobredner des kalten Bades, und seitdem badet sich der Franzose und Deutsche aus Ueberzeugung oder der Mode zu Gunsten, mit mehr oder weniger Nutzen, nicht selten mit Lebensgefar in den Flüssen. Der Franzose gab die erste Idee zu öffentlichen Bädern, der Deutsche verfolgte den Versuch weiter, und Ferro machte ihn vollkommen.

Sollen Flußbäder den großen Zweck erfüllen, den man von ihnen erwartet; so ist es vor allen Dingen nöthig, das Locale zu kennen, die seichten oder tiefen Stellen, die Untiefen und Wirbel, die Plätze, wo Triebsand liegt oder angespület wird, wo Sonne oder Schatten ist, was schnelles oder langsames Anschwellen des Flusses für jählinge Veränderungen macht, was veränderte Witterung für Einfluß auf die Temperatur des Wassers hat u. d. Die Vernachläßigung dieser Klugheitsregeln gebar schon vielen Badenden den Tod. Außerdem ist es rathsam, nie nach starker Erhitzung und in vollem Schweiße in den kühlen Fluß zu gehen: (Zurückgetretener Schweiß machte mehrmals gefärliche Versetzungen und tödtliche Schlagflüsse) besser bei mäßig warmer Witterung, als bei nasser und kalter, besser bei Tage, als des Nachts, besser das allmälige Hineingehen, als das Hineinstürzen nach Englischer Sitte, wofern nicht eine plötzliche Nervenerschütterung beabsichtiget wird, besser das kürzere, als längere Verweilen im Wasser, (jenes für Schwächliche, dieses für junge, kraftvolle, dicke und gewohnte Personen) besser und behaglicher mit, als ohne Bewegung, zuträglicher das Schwimmen von einem Orte zum andern, weil dadurch immer frisches Wasser an den Körper ge-

langt. Die Natur lehrt uns erst mit den Füßen ins Wasser zu gehen, und dann nach und nach den übrigen Körper unterzutauchen. An heißen Tagen kann ein gesunder und starker Mann, kann ein fettes Frauenzimmer eine Viertheł- oder halbe Stunde, ein magerer kaum eine Viertheł-Stunde, junge und gewohnte Personen länger, als alte und ungewohnte, im Wasser weilen. Kalte Tage und kühles Flußwasser verstatten eine kürzere Zeit. Das Reiben des Körpers nimmt den Schmuz weg, vermehrt die Ausdünstung, und stärkt die Haut. Ein anhebender Frost ist das Zeichen zum Eilen aus dem Wasser. Dann vollendet Abtrocknen, gelindes Reiben und Bewegung das Werk. Das Sturz- und Spritzbad hängt mehr von der Bestimmung des Arztes ab. Das Schwimmen sichert den Menschen, wo nicht immer, doch meistens vor dem Ertrinken, und muß unter Anleitung erlernet, unter Aufsicht getrieben werden.

Das Flußbaden ist unter solchen Umständen nicht so gefärlich, als man gemeiniglich glaubt. Die Gesetze können wohl nicht behindern, was die Natur den Menschen lehrt, und die Arzneikunst, als nützlich, bestätigt. Wenn noch hier und da Menschen, zumal junge Leute,

te, verunglücken; so ist es ein Zeichen von schlechter Policeiaufsicht. Wenn man in einigen Ländern keine Anstalten zum Baden oder Erretten sieht, und die Ertrunkenen im Todtenregister kaltblütig überschauet, höchstens phlegmatisch bemitleidet; so geräth man in Versuchung zu glauben, Menschen- und Bürgerleben sei in der Staatsliste eine unerhebliche Nulle, sei keines Aufwandes werth. Und hierzu ist eben nicht viel nöthig!

In Orten, wo eine große Menge junger und unüberlegter Personen sich des Flußbades bedienet, z. B. auf Universitäten, dürfte vielleicht hinreichend seyn, die sichern Stellen auszusuchen, einige Kähne in der Nähe zu halten, dem Fischer, der den Fluß im Pachte hat, einen kleinen Beitrag zu erlauben, und dafür die Verbindlichkeit aufzulegen, den ganzen Tag bei der Hand zu seyn, und bedürfenden Falles beizuspringen. Ein besonderer Aufseher zum Schwimmen dürfte dann nöthiger und nützlicher seyn, als der akademische Fechtmeister. Dieser lehrt die Kunst, den andern regelmäßig zu tödten, jener lehrt uns die Kunst, die Körperkraft zu erhalten und zu verstärken, und das Leben in vorkommenden Gefaren zu sichern. Sollte nicht auf Akademien ein ge-

schickter und pensionirter Schwimmer mehr werth seyn, als der Fechtmeister? Die Fechtkunst war bisher für die Studirenden unnützer Zeitverlust, die unversiegliche Quelle der Schlägereien und eine tödtliche Pest, für den Hausbesitzer eine beschwerliche Last, für die Obern eine bedenkliche Sache, für die Fürsten ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses; Der Menschenfreund fragt, wozu ist sie eingeführet, warum geduldet worden? Der Buchgelehrte kann die schädliche Kunst, den Degen zu führen, den künftigen Kriegern überlassen. Der akademische Degen ist schier vergessen, zum Theil gesetzmäßig abgeschaft, wozu dient die Beibehaltung der Degenkunst?

Weit sicherer und zweckmäßiger ist die Errichtung eines öffentlichen Flußbades, unter Aufsicht der Policei, nach dem Muster desjenigen, welches Herr D. Ferro in Wien angelegt hat. Hier ist die Beschreibung. Kenner mögen die nöthige Verbesserung oder Reducirung zu einem kleinen Saalbade beliebigst ausfindig machen. „Die ganze Grundlage des (Vom Gebrauche des kalten Bades, Wien 1790. S. 139. f.) Gebäudes ist ein Floß, der aus dicken rundgelassenen Bäumen zusammengesetzt, und oben mit aufgeleg-

gelegten Bretern gleich gezimmert ist. Dieser Floß stehet dem Strome des Flusses queer gegenüber, doch so, daß alle Bäume grade mit dem Strome zu liegen kommen. Er ist entweder mit starken Ketten am Ufer festgehalten, oder mit starken an jeder Ecke des Flosses eingeschlagenen Pfählen befestigt. Das mit einem Ringe an den Pfählen angemachte Floß kann also nie weichen, und doch mit dem steigenden und fallenden Wasser ebenfalls auf- und niedergehen. Auf dem Flosse stehen die Badzimmer in zwei Reihen, zwischen welchen in der Mitte ein Gang ist, welcher mit dem Ufer mittelst einer Brücke zusammenhängt. Die Zimmer haben ihre Thüren auf den Gang hin. In jedem derselben ist an der einen Seite des Bades eine Oefnung in Form eines länglichen Vierecks, durch welche man mittelst einer Stiege in einen geraumigen, am Boden des Zimmers festgemachten Kasten ins fließende Wasser hingehet. Dieser kann breiter oder schmäler, länger oder kürzer seyn, einen festen durchlöcherten Boden haben, tiefer oder seichter ins Wasser gelassen werden, je nachdem der eiserne Nagel durch

die an den Ecken angebrachten Löcher und am Boden des Zimmers ebenfalls eingeschraubten eisernen und auf die Löcher angepaßten Ringe durchgezogen wird. Denn der Kasten muß auf diese Art, und alle Abende locker an den Boden festgehalten, damit er nicht vom Wasser in die Höhe steige, zur Reinigung heraus gehoben werden. Die Seitenwände bestehen aus mäßig dicken, in Form eines Gitters von einander abstehenden Balken, durch welche das Wasser beständig aus- und einfließen kann. Von außen ist derselbe mit eisernen Bändern und eisernen Reifen festgehalten, wovon zwei bei dessem breiten Theile um den ganzen Kasten herum gehen, so, daß sich diese drei Reifen unter dem Boden des Kastens durchkreuzen, und so denselben unbeweglich mitten im Strome des Wassers hangend erhalten. Diese Oefnungen der Badkästen können auch schiefwärts gegen über stehend angebracht werden, damit das Wasser des einen Bades nicht auf das des gegen über stehenden Zimmers fließe. Der Oberbau muß so leicht seyn als möglich, die Wände einfach, das Dach von starker angespannter Leinwand, — Ein

Ein anderes großes Bad, wobei der Badkasten bei der nämlichen 4 Fuß großen Tiefe 3 Klafter lang und $1\frac{1}{2}$ Klafter breit ist, dienet dazu, daß sich mehrere zugleich baden, schwimmen und hinein stürzen können. Die Bauart ist die nämliche. Ein aus Bretern gezimmertes Floß macht die Unterlage und den Grund aus. In der Mitte ist das Loch zum Badekasten gelassen. Ringsum ist ein größerer oder kleinerer Raum zum Aus- und Ankleiden angebracht. Allenfals kann auch dabei ein Zimmer gemacht werden. Der ganze Raum wird mit Bretern umgeben; Diese machen die vier Wände aus, worüber das Dach gesetzt wird. Je leichter dies alles eingerichtet ist, desto besser. Dies Badegebäude hat wegen der Wohlfeilheit und des großen Raums, sich bequem zu bewegen, und im Schwimmen zu üben, viele Vortheile. Die einzige Unbequemlichkeit dabei ist, daß, weil der Badekasten nicht aus den Wasser gehoben werden kann, täglich ein ausgekleideter Badeknecht hineinsteigen, und die Reinigung vornehmen muß. — Wenn einmal das Flußbaden nicht verhütet werden kann; so ist wenigstens

stens zu wünschen, daß auf kleinen Flüssen ein kleineres und wohlfeileres Badehaus schicklich angebracht werde, um das Leben zu sichern, und die Körperkraft zu stärken.

13.

Menschenfresserei ein Verbrechen und auch nicht, wie man es nimmt.

Der Mensch, mehr, als Maschine, fähig zu denken, zu vergleichen und frei zu handeln, erniedrigt sich nicht selten im Drange der Leidenschaften unter das Thier. Dieses begnügt sich meistens den Feind zu überwältigen oder zu tödten, ohne am wehr- und leblosen Körper einige Rache zu nehmen, jener mißhandelt den lebenden Widersacher auf das empfindlichste, erlaubt sich alle Arten der Grausamkeit und Marter, um die Uebermacht zu zeigen, und beschimpft den Ueberwundenen noch nach dem Tode. Mangel an Kultur kann dies Verfahren bei den Wilden und Barbaren entschuldigen, Nationalsitte mag das Verbrechen umschleiern, Rache und Wuth mag im Naturstande einige Entschuldigung finden; Allein

das

das innere Gefühl von Recht und Billigkeit sagt dem Wilden, wie dem gesitteten Bürger, der Bezwungene und Ermordete war und blieb ein Mensch. Die Rechte der Menschheit, wenn sie kein Blendwerk für den großen Haufen, oder der Schild gegen die rächenden Gesetze seyn sollen, gründen sich auf Menschlichkeit im Leben und nach dem Tode. Sie können Niemanden eine Befugniß geben, den Andersgesinnten im Angesichte seiner Mitbürger zu lanternisiren, den Kopf abzuhauen, und zur öffentlichen Schau herum zu tragen. Dies findet nicht einmal in den Staaten der orientalischen Despoten statt. Was geschiehet, stehet unter der Autorität der Allgewalt, nie aber unter der Willkühr eines einzelnen Bürgers, er heiße Duc, Graf, Marquis oder Fleischer. Anarchie erniedrigt den Menschen zum Barbaren oder Kanibalen.

Menschenfresserei war bei den alten Völkern eine Nationalsitte, aber sie hing mit dem Rechte des Siegers zusammen, und hatte nur bei den Besiegten statt. Davon sind in der ältern und neuern Geschichte vielfältige Beispiele aufbewahret. Menschenfresserei war die Folge der Wuth. Dies thaten die Hunnen. Sie erschlugen, wie Spangenberg sagt, was

männlich nnd wehrhaft war, zogen ihnen das Gedärme heraus, schnitten der Entleibten Herzen zu kleinen Stücken, und fraßens also rohe ꝛc. Menschenfresserei war ein Zeichen der Majestät. In Novtka und andern Orten wurde alle Monate ein Sclave getödtet, und feierlich verzehret. Menschenfresserei war die Begleiterin des Mangels an Lebensmitteln und des Hungers. Dergleichen Fälle traten bei langen Belagerungen ein. Etwas ähnliches erzählt Bichard vom Jahr 898. 1315. und 1318. in Sachsen, Thüringen, Hessen und Böhmen, und eben so der Araber, Abdallatif, vom Jahr 597. (J. Chr. 1200) in Aegypten. Das Gemälde ist schauernd, das er macht. „Bei den armen und geringen Leuten nahm die Hungersnoth mit jedem Tage zu, und es ging so weit, daß sie Aeser speißten, und mit großer Begierde halbverweßte stinkende Leichname, Hunde, Kameel- und andern Viehmist und allerhand Unrath verschlangen. Die Unmenschlichkeit wurde endlich so groß, daß sie sich so gar mit dem Fleische ihrer kleinen Kinder beköstigten, so, daß man sie oft bei einem Gerüchte gebratener oder gekochter kleiner Kinder angetroffen hat. — Ich

selbst

selbst sah ein kleines Kind, das man gebraten hatte, in einem Korbe. Man brachte es zum Gouverneur, und Mann und Frau, die, als des Kindes Aeltern, angegeben wurden, mußten mit nach dem Pallaste des Gouverneurs, wo ihnen ohne Umstände das Verdammungsurtheil zum Scheiterhaufen gesprochen wurde. (Und dennoch siegte der Hunger über alle Manifeste der Regierung.) Im Monathe Ramadhan fand man einen Mann, welchem man alles Fleisch von den Knochen herunter geschälet und aufgezehret hatte, der, wie die Köche dem Schlachtviehe die Beine zu binden pflegen, gebunden da lag, und noch lebte. — Ein paar Tage vor diesem Vorfalle sah ich einen beinahe mannbaren gebratenen Knaben, bei welchem man zween junge Kerls ergriffen hatte, von denen es gewiß war, daß sie den Knaben gemordet, gebraten und schon einen Theil von ihm verzehret hatten. Menschenfresserei, das Kind der Noth, wird endlich durch die Gewohnheit ein modischer und unwiderstehlicher Appetit. Der Regent Maquilla in Nootka konnte ohne diesen Appetit nicht bestehen, und saugte so gar dem Englischen Anführer mit Wollust

das

das Blut aus. Die Noth, sagt Abdallatif, machte den so befremdenden und verabscheueten Appetit nach Menschenfleisch gar bald allgemeiner, und man wurde auf diese Kost so begierig, daß man sie endlich gleich andern Speisen zur Befriedigung der Lebensnothdurft bequem und so gar angenehm fand, auch keine Ueberwindung mehr dazu bedurfte, oder sich irgend ein Bedenken beikommen ließ, sondern es ziemlich bunt damit trieb. Die Sache konnte nicht verborgen bleiben, und bei näherer Untersuchung fand sichs, daß dergleichen Messenesser an allen Orten in ganz Aegypten zu finden waren. Nun ließ die Verwunderung nach, es legte sich die Meinung von dem Ekelhaften und Widerstehenden dieser seltsamen Kost, man fing an gleichgültig über das Verabscheuungswürdige derselben zu urtheilen, und man hörte endlich davon, als von einer nunmehr bekannten Sache, nur wenig mehr reden. Er erzählt davon verschiedene sehr auffallende Beispiele. Eine arme Frau riß der Mutter den entwöhnten Knaben von der Seite, schlitzte ihm den Bauch auf, und fing an ihn roh aufzuzehren. Man bemächtigte sich der

Ver-

verlassenen Kinder armer Leute, lauerte den Erwachsenen auf, hatte am liebsten die schönen, fetten und feisten Körper, sammlete Vorrath an, und verwahrte denselben mit Salzwasser in Krügen, verzehrte das Fleisch rothschwarz, ohne Zusatz und Brodt, und bat andere zu Gaste, machte daraus ein wohlbereitetes und schmackhaft gewürztes Fricassee, bisweilen kochte man blos den Kopf in vielen Gewürzen, zu anderer Zeit die Hände, manchsmal andere Theile im Waizenmehle, manchmal die Lenden. Wer einmal von seinem Hause ausgegangen war, fährt Abdallatif fort, kehrte selten wieder: Denn die Bande der Menschenjäger hatte sich weit ausgebreitet. — Wenn sie ertappt wurden, so suchten sie sich damit auszureden, daß das, wovon sie gegessen hätten, der verstorbene Körper ihres Kindes, ihres Gatten u. s. w. gewesen sei. Man traf eine alte Frau auch über einem kleinen Kinde an, womit sie sich eben bekösstigte, und sie war im Augenblicke fertig, sich damit zu entschuldigen, daß dieses Kind ihr Tochterkind, und nicht etwan ein fremdes sei, daß es doch besser wäre, der Körper des Kindes würde von ihr gegessen, als von jemand an-

dern. — Ferner ist es allgemein bekannt, wie man sogar die Gräber ausgegraben, und sich die darinnen liegenden Todten zur Speise geholet, auch das Fleisch derselben an andere verkauft hat. — Es war keine Provinz im ganzen Lande, darinnen nicht im Verborgenen Menschenfleisch begierig verschlungen ward. — Auf dem Wege nach Fejum hielten sich Leute mit Fuhrwerk auf, die sich für die Fuhre nur ein Spottgeld bezahlen ließen, aber denjenigen, der sich mit ihnen einließ, und den Weg mit ihnen machte, schlachteten, und hernach die Beute unter sich vertheilten. — Endlich war nicht einmal zu diesem bloßen Wegwerfen Zeit genug, und sie blieben also auf den Straßen, an und innerhalb den Wohnungen und Werkstädten liegen. Man machte sichs alsdann zu Nutze, diese Todten zu zerlegen, und man traf beständig Röster und Becker dabei an. — Im Monathe Dhu'lhhadschje ward in Masr eine Frau ergriffen, welche sich einen Knaben geschlachtet hatte, und ward erdrosselt. — Menschenfresserei war bisweilen ein widernatürlicher Appetit der Schwangern. Das nämliche besagt und bestätigt

stätigt Abdallatif ebenfals. Eine wohlhabende und begüterte Frau vom Militär war guter Hofnung, und ihr Mann war während ihrer Schwangerschaft im Dienste abwesend. Neben ihr an wohnte armes Volk, aus dessen ärmlicher Küche es ihr eines Tages so appetitlich entgegen roch, daß sie, wie es die schwangern Weiber zu machen pflegen, sich gelüsten ließ, etwas zu fordern. Weil es ihr gut geschmeckt hatte, verlangte sie mehr davon, mußte sich aber bescheiden lassen, daß nichts mehr vorräthig sei. Sie fragte wenigstens um die Zubereitung des so schmackhaften Gerüchts, und erhielt die Nachricht, daß es Menschenfleisch gewesen sei. Die Sache gefiel ihr nicht übel, und sie wurde bald mit den Nachbarn einig, daß diese ihr kleine Kinder auffangen mußten, dafür sie hernach die Beute redlich mit ihnen theilte. Als sie das böse Handwerk lange getrieben hatte, deßelben gewohnt war, und die Grausamkeit zur andern Natur bei ihr geworden war, wurde sie endlich ihren Sclavinnen furchtbar, und diese verriethen sie. Man überfiel sie unvermuthet mit Hausvisitation, und weil

man Fleisch und Knochen bei ihr fand, die von der Wahrheit der Anklage das klärste Zeugniß gaben, wurde sie ohne Umstände ergriffen, in Banden gelegt, und ins Gefängniß gebracht. Die Vollstreckung des Todesurtheils über diese Verbrecherin unterblieb blos aus Achtung gegen ihren Mann, und aus Mitleid, welches man mit der Bürde hatte, die sie unter ihrem Herzen trug. — Menschenfresserei wurde durch Wiederholung und Gewohnheit zur andern Natur, und konnte nunmehro schwer oder gar nicht unterlassen werden. Dies ergiebt sich aus der vorigen Erzählung und aus der Geschichte des Menschenfressers von Berka (s. Almanach 1782. S. 312. f.) Der erste Genuß scheint ihn, wider Wissen und Willen, zur Stillung des sonderbaren Appetites verleitet zu haben. — Menschenfresserei wird öfters ein unerklärbarer Familienfehler. Dies bezeugt Hector Boetius in seiner Geschichte von Schottland. Ein Schottischer Räuber, sagt er, wurde gefangen, und mit Frau und Kindern lebendig verbrannt, weil er junge Leute in sein Haus lockte und verzehrte, besonders aber Kinder und fette Personen allen andern vorzog. Ein Mädgen, das noch unter dem

Jahre

Jahre war, wurde verschont, und da sie im zwölften Jahre das vornahm, was der Vater gethan hatte, zum Tode verurtheilt. Jedermann verwünschte und verabscheuete dies Ungeheuer, und sie fragte die Umstehenden: Was spuckt ihr aus? Wüßtet ihr, wie angenehm Menschenfleisch schmeckt; so würde Jedermänniglich seine eigne Kinder verzehren. — Menschenfresserei wurde öfters durch Lüsternheit erzeugt, (dies bezeugt Abdallatif ausdrücklich) manchmal sogar aus Neigung für schöne Mädgen. Dies versichert der Menschenfresser aus Berka.

Eben so verschieden ist der Geschmack der Menschenfresser über den Genuß des Menschenfleisches und der einzelnen Theile. Das zwölfjährige Mädgen sagt, es sei ein sehr angenehmes Fleisch. Ihr Vater zieht das Fleisch von jungen Leuten, von Kindern und beleibten Personen vor. Die Männer vom Handwerke in Aegypten schätzten das zarte Fleisch der kleinen Kinder über alles, zogen das fette dem magern vor, pflegten das Fleisch von den Knochen abzuschälen, oder einzelne Theile zu zurichten, und vermuthlich nach dem verschiedenen Appetite, der eine diesen, der andere einen andern Theil vorzuziehen. Der Mann von Berka behauptete, Hundefleisch schmecke besser, als Menschenfleisch, das

letztere sei zu süß und etwas ekel, die Kindesleber habe ihm wegen der Bitterkeit nicht schmecken wollen.

Auch die Zurichtung war verschieden. Dieser hatte das gekochte Fleisch noch im Beichtrocke, hatte dergleichen aus Neugier gebraten und zum Brodte gegessen, seine Frau aber das Fleisch, als sehr zähe und ungenießbar, verworfen, jene verzehrten daßelbe gekocht und gebraten, (auf die letztere Art am gewöhnlichsten) zum Theil noch roh oder rothschwarz, manchmal gewürzt oder mit Waizenmehl versetzt. Durch die abwechselnde Bereitung scheint also der Wohlgeschmack erhalten, und durch die Wiederholung aller natürliche Widerwille verscheucht zu seyn.

Menschenfresserei war und ist also nicht immer einerlei, kann also unmöglich nach einem einzigen Maasstabe beurtheilt werden. Die Nationalsitte mag den Kanibalen entschuldigen, und der Himmel uns für deren Einführung gnädiglich bewahren. Die barbarische Majestät, welche ihre Hoheitsrechte durch Menschenbraten auszeichnet, hat nichts weiter für sich, als ihren despotischen Willen und sonderbaren Geschmack. Die Neigung zu einem schönen Mädgen

gen ist gefärlich und strafbar, wenn sie sich mit einem solchen Genusse endigen soll. Die militärische Wuth mag den wilden Krieger frei sprechen, aber in unsern Gegenden ist sie ahndungswerthes Verbrechen, so bald sie in Menschenmord und Menschenschmauß ausartet. Die Gewohnheit macht die Ablegung des Lasters schwer und unmöglich, und vermehrt die Größe der wiederholten Vergehung. Der vom Hunger erzeugte und zur Mode gewordene Appetit wurde bei den Aegyptern mit Verbrennen und Erdrosseln bestraft, allenfals für 10000 Dinar abgekauft. Und der Appetit bei dem Räubermädgen, welcher angeerbt zu seyn scheint, da er ohne vorgängigen Geschmackssinn ausbrach, der Appetit aus Lüsternheit bei den Schwangern oder andern Personen — ist krankhaftes Gelüste, entfernt oder mindert doch wohl die Strafe.

So richtig und ausgemacht es ist, daß der Todtschlag für ein strafbares Verbrechen, und der Genuß des Menschenfleisches für abscheulich geachtet werden müsse; so bleibt doch immer noch der Fall übrig, daß die Menschenfresserei manchmal unter das sonderbare (Pica) oder abscheuliche Gelüste (Malacia) gehöre, das nicht immer von der Willkühr oder Mei-

nung der Menschen abhängt. Es ist nichts so abgeschmackt und unerhört, worauf nicht bisweilen eine Schwangere verfiel, nichts so häßlich und widersinnig, was nicht mit einer heftigen Sehnsucht begehrt, und mit einer unbeschreiblichen Begierlichkeit verzehrt wurde. Ich kannte ein kleines Mädgen, das alle ihre Haare ausriß, und als einen Leckerbissen nebst dem Haarschmuze genoß, eine Schwangere, welche alle Morgen die Wagenschmiere auf dem Brodte statt des Honigs schmaußte, eine andere, welche sich in die ausgestopften Waden eines Fleischers verliebte, und herzinniglich anbiß, eine andere, welche aus der Kutsche sehnlichst nach frischen Menschenkoth gierte, und den Fund mit vielem Wohlbehagen zu sich nahm u. d. m. Uns ist dieser Appetit auffallend und empörend. Wir können nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich solche Abscheulichkeiten erlauben dürfe, und bemerken dennoch üble Folgen, sobald der Genuß standhaft untersagt wird. Wir versuchen alle mögliche Vorstellungen, um diese sonderbare Sehnsucht zu hintertreiben, aber vergebens, und die Frauenzimmer glauben, daß das ungestillte Gelüste sich in dem neugebohrnen Kinde veroffenbare. Wir sehen, daß eine falsche Vorstellung die unwiderstehliche Sehnsucht erzeugt, Widerspruch den Appetit

vermehrt, erlaubter Genuß meistens die Wiederkehr hindert, und ungestillter Genuß einen jählingen Widerwillen gegen das, was man kurz zuvor mit der größten Unruhe und Aengstlichkeit wünschte und forderte, zurück ließ. Hier ist nicht der geringste Verdacht von schlechter Erziehung oder übler Gewohnheit, keine vernünftige Vorstellung über Schicklichkeit oder Unschicklichkeit des Gelüstes denkbar. Die Personen handeln blos nach einem gewissen räthselhaften Instincte, dessen Befriedigung für sie Stimme der Natur ist. Sie folgen, sie verzehren das gewünschte Gerüchte, und sind genesen. Die Natur dictiret öfters den Fieberkranken specifische Speisen und Trank, der Drang wird unausstehlich, die Sehnsucht wächst mit jedem Augenblicke, und die Gewährung verjagt das Fieber mit dem ganzen Gefolge.

Sollte nicht das nämliche vom Gelüste nach Menschenfleische gelten können? Die erste Veranlassung mag seyn und heißen, wie sie wolle, so eröfnet auch hier eine krankhafte Phantasie den Zug, der wirkliche Genuß hebt alle Bedenklichkeiten und Vorurtheile, die Wiederholung macht die Speise zur Befriedigung der Lebensnothdurft bequem und angenehm, die

Gewohnheit wird zur andern Natur, und die Kochkunst befriedigt durch mannichfaltige Zurichtungen den leckern Gaum. Sehr viele Uebelthäter verübten erst, wie Goldschmidt, den Mord, und dann erhob sich in ihnen, wie bei den Schwangern, der unbekannte und unwillkührliche Appetit nach dem Fleische des Erschlagenen. Der erste Genuß unterhielt die geheime Lüsternheit. Diese verleitete den Unglücklichen, ein unschuldiges liebes Mädgen zum Tode und Genuß herbei zu locken, ohne an die schrecklichen Folgen zu denken. Der gute Geruch war bei der Schwangern des Abdallatif's der erste Verführer, der Geschmackssinn unterhielt die Vorstellung des Leckerbissens, die fortdauernde Sehnsucht zwang sie, kleine Kinder auffangen zu lassen, und das Fleisch zu genüßen, und die Gewohnheit machte es unmöglich, die abscheuliche Kost zu verlassnn. Gesetzt, das einjährige Räubermädgen hätte unbewußt und ohne Prüfung den Menschenmahlzeiten beigewohnt, wie kommt es, daß im zwölften Jahre dieser sonderbare Appetit aufs neue erwacht, dessen Stillung ihr den legalen Tod zuzog? Sie hatte das harte Schicksal der Ihrigen vernommen, und that demohngeachtet das nämliche, und legte noch unter den Händen des Henkers das aufrichtige Geständ-

niß

niß ab, Menschenfleisch sei außerordentlich schmackhaft. Es giebt, nach der Erfarung vieler Aerzte, erbliche Familienkrankheiten — gewiß keine erbliche Albernheiten, wie Baldinger so allgemein und unerwiesen behauptet — sollte nicht hier ein erbliches Famillengelüste nach Menschenfleische statt haben? Ohne dieses wird die Entstehung, Möglichkeit und Wirklichkeit des abscheulichen Gelüstes unerklärbar.

Ein solches Gelüste ist eine wahre Krankheit, unabhängig von dem Willen des Menschen, und, wie ich glaube, nicht so straffällig, weil solche Handlungen die unausbleibliche und gezwungene Folge der kranken Phantasie und des fehlerhaften Appetits sind. Sollten solche Kranke, die nicht wissen, was sie thun, als Mörder, unbedingt angesehen und gestraft werden können? Die Streitfrage ist wichtig und einer gründlichen Erörterung würdig, die Bestimmung der Ausnahmen von der Regel sehr schwer, die allgemeine und nicht gemilderte Strafe bei einzelnen Personen ungerecht. Hier mag der Kasuiste, Moraliste und Rechtsgelehrte entscheiden. Der Himmel gebe, daß dieses krankhafte Gelüste nicht durch unrecht verstandene Menschenrechte unter uns

Volks-

Volksſitte werde. Vom ungeahndeten Kopfabhauen bis zur Menſchenmahlzeit iſt der Weg nicht weit.

14.

Geſchichte der Maranen und der Eroberung von Granada.

Ein hiſtoriſches Fragment *).

Spanien war ſeit den älteſten Zeiten den Einfällen fremder Nationen ausgeſetzt. Auf die fabelhaften Eroberer folgten die Griechen, Karthaginienſer, Römer, Gothen und Mauren.

*) Hiſpaniae illuſtratae ſeu Rerum vrbiumque Hiſpaniae, Luſitaniae, Aethiopiae et Indiae ſcriptores varii, partim editi nunc primum, partim auctiatque emendati — tomis aliquot diuiſi — Francof. ap. Marnium 1603. T. I. In dieſen Schriftſtellern iſt wenig zur Aufklärung über die Mauren befindlich; So gar die Geſchichte ihrer Vertreibung aus Spanien iſt ſehr mager ausgefallen. Was ſich darbot, war eine unverächtliche Ausbeute, und verbreitete über die kritiſche Lehre kein Licht.

ren. Das Glück des Krieges und die Gewalt des Mächtigern zwang die ältern Besitzer, den neuen Ankömmlingen zu weichen. Ein steter Krieg war das Antheil des Landes, Verwüstung die Begleiterin der ewigen Unruhen, und Vertreibung der Beschluß. In den ersten Perioden fachte Vergrößerungsgeist und Eroberungssucht die eindringenden Völker an, in den spätern Zeiten gab Religionswuth das Signal, und die Politik billigte alle erlaubte und unerlaubte Wege, um sich den alten Besitzstand wieder zu verschaffen. Man machte mit den Barbaren und Feinden den Frieden, so bald Nothwendigkeit dergleichen forderte, brach alle Versprechungen, so bald die Umstände einen günstigen Ausgang versprachen, und beschönigte allenfals die Eidbrüchigkeit mit dem herrlichen Motto, daß der Christe den Ketzern, Juden und Muhammedanern sein Wort zu halten nicht verbunden sei. Dies wiederfuhr den Mauren sehr oft. Man bekriegte dieselben unter der Vorspiegelung, als hätten sie die Waffen ergriffen, da sie doch mehrmals genöthigt waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Die Mauren kamen im Jahr 714. aus Africa durch die Meerenge bei Gibraltar nach

Spa-

Spanien, weil man sie verlangte. Rhodorich, der König der Gothen, fand Geschmack an der Tochter des Stadthalters Julian's, und erlaubte sich durch Gewalt, was das Mädgen nicht gutmüthig geben konnte oder wollte. Der Vater, unfähig diesen Schimpf zu ertragen, suchte in dem benachbarten Africa die nöthige Hülfe. Die Mauren kamen, ohne sich zweimal bitten zu lassen. Binnen dreißig Monaten war das ganze Land erobert, mit Feuer und Schwerdt verwüstet, und in verschiedene Reiche getheilt. Stete Kriege mit abwechselndem Glücke von beiden Seiten waren Jahrhunderte hindurch die Folgen dieser Eroberung. Bald waren die Spanier, bald wieder die Mauren zinsbar oder Sieger. Die Mauren blieben bis 1017. im Besitze von Portugall, und bis 1216. im Besitze der meisten Spanischen Provinzen. Um diese Zeit eroberte Ferdinand III. Toledo, Corduba und andere Oerter, und trieb die Mauren nach Granata zurück, das vorher ein Theil des Reichs Corduba gewesen war.

Von nun an war Granata der Mittelpunct der Mauren, einige wenige ausgenommen, welche in andern Spanischen Städten wohnten, sich vermuthlich für Christen ausgaben,

ben, und Handel trieben. Diese hatten eigentlich Verkehr mit den Spaniern; die übrigen behielten ihre eigene Sprache und Sitten, und erlernten die Castellanische Sprache erst nach der Eroberung von Granata. Die Berg-bewohner blieben ihrer Ursprache und den väterlichen Sitten treu.

Das Königreich Granata ist das Bätica der Alten. Es war 300 Meilen lang, sehr fruchtbar und gesund, sehr gebirgicht, mit vielen festen und hochgelegenen Schlössern versehen, zu Lande nur auf der Seite von Castilien zugänglich, und daher schwer zu erobern. Die Mauren liebten die Industrie, verstanden die Kunst, das Land gehörig zu cultiviren und zu wässern, legten vielfache Graben, Wasserleitungen und Kanäle an, und erschwerten den Reutern durch die Menge von Brücken den Eingang. Ohnerachtet ihnen die Natur zu statten kam; so war es doch nicht möglich, den steten und unaufhörlichen Einfällen der Spanier in die Länge zu widerstehen. Diese durchzogen das Land, verwüsteten alles, was möglich war, und gingen dann wieder zurück. So war das Reich Granata der stete Schauplatz des Krieges, bis es endlich unter der Macht erlag. Dies geschah nach geendigtem Portugiesi-

giesischen Kriege. Die angebliche Ursache war das barbarische Verfahren, die Friedbrüchigkeit der Mauren, und die Eroberung der Stadt Zahara, die wahre Ursache aber die Begierde, das alte Land wieder zu gewinnen, der Sporn ein falscher Religionseifer, die Muhammedaner in Spanien ganz auszurotten. Die versammleten Spanier hielten eine Flotte in der See, um die Hülfe aus Africa abzuschneiden, besetzten das ganze Land, verheerten alles ringsum, zerstörten alle Felder- und Gartenfrüchte, hungerten alles aus, und zwangen endlich nach einem zweijährigen Kriege, bei zunehmender Hungersnoth, den König Boabdelis, sich auf Bedingungen zu unterwerfen. Allein die Königinn Isabella verwarf alle Bedingungen, und so ging endlich die Stadt und Festung Granada, der letzte Ort des Landes, den 1. Jenner 1492. über. So war das Schicksal der Mauren, welche Spanien beinahe 780 Jahre besessen hatten, entschieden. Sie wurden, nach einer kurzen Frist, genöthigt, ihre alten Besitzungen zu verlassen, und nach ihrem Urlande, Africa, zurück zu gehen. Ihr Zug ging zum Theil durch Italien.

Eben dies Schicksal traf die Juden. Bereits 1350. versagte ihnen Peter I. alle Begünsti-

günstigungen, und der Beschluß wurde genommen, dieselben sämtlich aus dem Reiche zu jagen. Im Jahr 1480. erhoben einige Geistliche großes Geschrei über die Menge der heimlichen Juden, welche sich für Christen ausgaben, ohne es wirklich zu seyn. Ein eifriger Dominicanermönch, Vincenz Ferrerius, fühlte sich nothgedrungen, dieselben zu bekehren. Der Erzbischof Mendoza ließ den Neubekehrten durch die Geistlichen alle Bewegungsgründe vorlegen, und endlich die ganze Sache an den Pabst gelangen. Dieser nahm die neue Ketzerei sehr übel, befahl den Spanischen Königen, alles gehörig zu untersuchen, und den verdächtigen Personen aufzulegen, sich zu melden. Es meldeten sich über 17000 von beiderlei Geschlecht. Sie wurden von ihren Sünden freigesprochen. Andere wurden gefänglich eingezogen, auf die Folter gebracht, und nicht weniger, als 2000 lebendig verbrannt, andere für infam erkläret, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, aller Haabe beraubt, und mit zween feuerfarbigen Zeichen am Kleide und auf der Brust bezeichnet. Die Todten wurden ausgegraben, ihr Vermögen eingezogen, und ihre Gebeine öffentlich verbrannt. Deshalb entwichen viele, aus Furcht für der Strafe, nach Portugall, Na-

varra, Italien, Frankreich und in andere Länder. In der einzigen Provinz Bätica ſtanden über 5000 Häuſer leer. (Lucius Marineus) Im Jahr 1492. wurden alle Juden aus Spanien verjagt, und die heilige Inquiſition angelegt, um die Juden und Mauren, als Ketzer, gänzlich auszurotten. (Mich. Ritius.)

Die Herren geben wenig Stoff zur Aufklärung, aber erzählen doch einige Umſtände, welche nicht ganz zu verachten ſind. Keiner ſtellet die Mauren, als Handelsleute, auf. Woher weiß der Ungenannte dies Gewerbe? Der einzige Marineus nennt ausdrücklich einige, als Inwohner in andern Spaniſchen Provinzen, und das waren gewiß neubekehrte Chriſten: Denn ſie theilten, als verdächtige Ketzer, mit den Ungläubigen (ebend.) gleiches Schickſal. Die eigentlichen Mauren (nach Marineus) erlernten die Caſtiliſche Sprache erſt nach der Bezwingung und Unterwerfung, folglich müſſen ſie vorher ganz iſolirt geſtanden, und keinen genauen Umgang mit den Spaniern gehabt haben. Die Eroberung des Reichs Granada mag nun in 10 Jahren (nach Marineus), oder in 6 Jahren (nach Mich. Ritius), oder in 2 Jahren (nach Tarapha) erfolgt ſeyn, ſo bezeugen ſie doch namentlich, daß die

Spa-

Spanier das ganze Land verwüsteten, alle Früchte zernichteten, die Städte aushungerten, (nach Luc. Marineus und Ael. Antonius) und Granada, die Hauptstadt, durch den äussersten Mangel zur Uebergabe nöthigten. Von jeher waren pestartige Seuchen die traurigen Folgen des Krieges und Hungers, vorzüglich nach langen Belagerungen. Sollten die Mauren von diesem Schicksale befreiet geblieben seyn? Es ist nicht glaublich. Die eigentliche Pest zeigt mancherlei Varietäten in den Bubonen und Karfunkeln, sollte wohl bei den Maranen keine Abweichung statt gefunden haben? Russel sah in der Pest zu Aleppo auch Karfunkel an der Ruthe und am Hodensacke, und bei der neuen Lustseuche fand Marcellus Cumanus schon 1495. unter den Venetianischen Soldaten den Schanker an der Vorhaut, nebst dem übrigen Gefolge. Die Verbindung des Pestgiftes mit einem unbekannten Krankheitsstoffe scheint hier ein neues Miasma, und dadurch eine neue Krankheit erzeugt zu haben. Ob es epidemisch oder endemisch heißt, ist mir einstweilen gleichgültig. Nur dieser Maurenzug nach Italien hat die meiste historische Wahrscheinlichkeit für sich. Hier treten viele Umstände zusammen, welche einiges Licht geben können. Die historischen Thatsätze und die patho-

logischen Lehrsätze lassen sich gar wohl mit einander vereinbaren, so bald man nicht Schwierigkeiten sucht, wo keine sind. Hier sieht man doch etwas, woran man sich halten kann, aber bei dem Americanischen oder Westindischen Ursprunge verläßt uns alles, worauf wir uns stützen könnten. Die ersten Geschichtforscher sind selten auf den Grund gegangen, und die ersten Beschreiber der Lustseuche haben das nämliche Schicksal erfahren. Wir wollen sie nach der christlichen Liebe entschuldigen.

15.

Ueber Lehrmethode und Verbindung wissenschaftlicher Theile.

Bei der Menge der Kenntnisse, welche sich ein gelehrter Arzt erwerben soll, bei der Kürze der Zeit, welche ihm zur Erwerbung gegeben wird, bei der Verschiedenheit der Meinungen über den Umfang der Kunst und über die relative Nützlichkeit der einzelnen Theile zum Zweck oder künftigen Bedürfnis, bei der Mannichfaltigkeit der Fähigkeiten und Ungewißheit der Bestim-

stimmung, wird es außerordentlich schwer, eine allgemeine Lehrmethode festzusetzen, wodurch alle Absichten erreicht, und alle Schwierigkeiten vermieden werden. Unglücklicher Weise glaubt jeder Lehrer, seine Methode sei die beste, und verwirft jede andere, öfters nur aus der kleinen Ursache, weil der Kollege dieselbe in Schutz genommen hat. Ehedem war man für die Gründlichkeit und Ausführlichkeit im Vortrage eingenommen, jetzt sucht man alles zu concentriren, zu quintessenziren, zu methodisiren und zu verkürzen. Ehedem war Lehrer und Schüler für die Ehre empfänglich, Gelehrsamkeit mit Brauchbarkeit zu vereinen, jetzt begnügt sich jener, den Schild der Brauchbarkeit allein auszuhängen, und dieser nimmt herzlich gerne mit Wenigem vorlieb. Ehedem weilte man mehrere Jahre auf Akademien, in der wohlmeinenden Ueberzeugung, daß die wahre Weisheit nicht vor den Jahren kommt, jetzt eilet man frühe davon, um sich Amt und Frau zu erwerben. Ehedem setzte der Staat gelehrte und erfahrne Männer zu strengen Prüfern der erlangten Wissenschaft, jetzt legt er einen Universalkatechismus zum Auswendiglernen und Wiederholen vor, und überläßt wohl gar dies Geschäfte solchen Männern, deren Wissen und Herz sehr problematisch ist. Diese

veränderte Denkart hat nun auch dem Unterrichte, der Erlernung und Beurtheilung des Gelehrten- und Arztwerthes eine andere Richtung gegeben. Man bedarf jetzt ungleich weniger Weisheit, um ein brauchbarer Mann zu seyn oder zu scheinen. Ein seichter Aufseher sieht es gerne, wenn seine Untergebene ihn zum Muster der Nachahmung wählen. Ein flüchtiger Lehrer wünscht aus Selbstgefühl, daß der Schüler nicht klüger werde, als der Meister.

Das Eigenthümliche der neuern Lehrmethode ist die Verbindung mehrerer Theile. Der Engelländer gab den Ton an, und der Deutsche ahmte, wie gewöhnlich, nach. Jener pflegt nach erlangtem Doctortitel den Weg des Unterrichts einzuschlagen, um sich dem Publicum bekannt zu machen. Bezahlte Herumträger theilen die Ankündigung an die Vorübergehenden aus. An allen Ecken und Straßen, wo der ehrliche oder unehrliche Mann sich Luft macht, paradiret der Kollegienzettel neben dem Komödien- und Marktschreierzettel. Jeder Ausrufer lobt seine Waare, und verspricht alles besser zu thun, als der Nachbar. Gegen bestimmtes und pränumerirtes Lehrgeld giebt er auf bestimmte Zeit den Lehrcurs, und nimmt zur Empfehlung mehrere Theile, welche sonst

getrennt

getrennt waren, und einzeln vorgetragen wurden, in eins zusammen. Nun kommt die Rivalität und der Eigennutz dazu, und jeder, er heiße jung oder alt, beeifert sich um die Wette, den einmal betretenen und gebähnten Weg weiter zu verfolgen. Es ist nichts leichter, als ein mechanischer Unterricht, wobei Jahr aus Jahr ein nach dem nämlichen Hefte abgelesen wird, und von diesem Fehler ist der Engelländer so wenig frei, als der Deutsche. Ist aber deshalb diese Verbindung musterhaft oder die einzig wahre zur Vervollkommnung der Wissenschaft?

Mir deucht, die Vertheidiger dieser neuen Lehrmethode verfallen in den logicalischen Fehler, daß sie von dem Besondern auf das Allgemeine schließen. Was in London oder anderwärts unter gewissen Umständen thunlich und rathsam seyn mag, kann es deswegen nicht allenthalben und ohne Ausnahme in Deutschland seyn. Was bei Privatinstituten statt hat, wo Willkühr des Lehrers und Konvenienz des Zuhörers entscheiden, ist selten bei öffentlichen Lehranstalten möglich, ausführbar oder rathsam. Die Einführung ist nicht möglich, weil auf manchen Akademien, besonders katholischen, das Wie und Wenn von den Obern vorge-

schrieben wird; ist nicht ausführbar, weil die Verschiedenheit des Bedürfnisses auch einen verschiedenen Maasstab erfordert; ist nicht rathsam, weil dadurch das schon eingerissene seichte Studiren und mangelhafte Wissen noch mehr begünstigt und befördert wird. Denn der kompendiöse Gelehrte ist gemeiniglich ein Halbgelehrter.

Schon die Vermischung des guten und schlechten Kopfs scheinet dagegen zu sprechen. Dieser mag sich bei dem Verein d. i. Abkürzen und Abschneiden recht wohl befinden, jener gähnt und kommt zurück, anstatt vorwärts zu rücken. Der Träge begnügt sich mit dem oberflächlichen Unterrichte, und der Feurige verwünscht den Elementarunterricht, wobei er keinen Stoff zum Denken und weitern Verfolgen findet. Beide werden verwahrloset, wofern nicht eine gewisse Mittelstraße in dem Zu viel und Zu wenig beobachtet wird. Die Zusammenschmelzung mehrerer Theile ist eine wahre Verkümmerung an Kenntnissen, die Vereinigung ist Abkürzung der ganzen Wissenschaft, die Reducirung ist gemeiniglich scheinbarer Vortheil und reeller Verlust. Beispiele mögen dies anschaulich machen.

Die Verbindung der Anatomie und Physiologie kann bei dem Anfänger, Anthropologen und Dilettanten allenfals statt haben, um das Trockene der erstern durch die Anwendbarkeit und Annehmlichkeit der letztern zu mindern; Allein so bald von Ausführbarkeit im Vortrage und von Gründlichkeit im Wissen die Rede ist; so scheint der Verein dem jungen Arzte ganz entgegen zu seyn. Der Lehrer kann ihn unmöglich befriedigen, kann ihm bloße Anfangsgründe oder Bruchstücke mittheilen, und dadurch wird er nie fähig, beide Theile in ihrem ganzen Umfange sich eigen zu machen. Und der wahre Arzt soll doch etwas mehr wissen, als derjenige, der aus Liebhaberei mit Thier- und Menschenköpfen spielet, oder die Skelette- und Präparatensammlung mit der modischen Antiken- und Gewehrsammlung in gleichen Werth setzt.

Pathologie und Zeichenlehre sind unter sich vergeschwistert. Das natürliche Band läßt die künstliche Vereinigung gar wohl zu, aber die Gränzscheidung, wie weit jede gehen soll, wird etwas schwer. Soll die Krankheitslehre in ihrem ganzen Umfange vorgetragen und erlernt werden, (und die Wichtigkeit dieser Fundamentallehre spricht dafür) so dürfte

die Zeichenlehre dabei zu kurz kommen: Sie wird dann ein Nebenwerk, wobei man sich nicht lange aufzuhalten für nöthig findet, und muß, als Anhang, sehr mager und unbefriedigend ausfallen. Solche leichte Kost dienet den Schwächern, und läßt bei den Stärkern einen ungestillten Appetit zurück. Ist aber die Zeichenlehre, in Rücksicht auf den Nutzen vor dem Krankenbette, als der Mittelpunct aller zweckmäßigen und glücklichen Praxis, anzusehen, auf welchen alles hinweiset, und ohne welchen alles übrige dunkel, zweifelhaft und ungewiß bleibt; so begreife ich nicht, wie man einen so wichtigen Theil der Kunst aus Nebenabsichten herab setzen, und dem künftigen Practiker die Waffen zum practischen Scharfblicke und richtigen Kurplan entziehen kann. Ohne Zeichenlehre ist und bleibt er auf immer ein Empiriker, der an Krankheitsnamen hängt, und auf Recepte Jagd macht, oder an jeder alten Frau, welche ihm in der Apotheke aufstößt, einen Versuch macht, allenfals das Sydenhamische Opiat kannenweise ohne Prüfungsgeist und practische Salbung zu verschreiben weiß. Und die Zahl solcher Practiker ist jetzt Legion. Mein Leben komme nicht in ihren Rath, und der Himmel bewahre jeden Kranken für den Lockungen dieser unwissenden und empirischen Sudelköche.

Arzneimittellehre und Verschreibungskunst lassen sich vereinbart denken, weil das beste Mittel nur halb brauchbar ist, wofern man nicht weiß, wie, in welcher Form und Maaße es dem Kranken am schicklichsten beizubringen seyn dürfte. Allein die Receptirkunst setzt eine historische Kenntniß der Wirkung einfacher und zusammengesetzter Arzneimittel, Regeln und Uebung voraus, und es möchte einige Schwierigkeit haben, das alles unter sich zu einem zweckmäßigen Ganzen zu verbinden. Billig gehet die Arzneimittellehre voran, die kunstmäßige Verschreibung folgt nach. Wie soll sich diese an jene bequem anschließen? Die meisten Mittel lassen sich unter mancherlei Gestalten verordnen, deren jede wiederum gewisse Regeln voraus setzt. Will man dieselben bei jedem weitläuftig wiederholen und ausüben; so ist ein starker Zeitverlust unausbleiblich. Will man den Zuhörer sich jedesmal üben lassen, (und Uebung ist bekanntlich der beste Lehrmeister) so sehe ich nicht ein, wie der Lehrer zu Ende kommen soll. Soll das Dictiren der Recepte an die Stelle treten; so begreife ich noch weniger, was der Zögling, der noch keine Therapie und Praxis inne hat, mit diesen practischen Stelzen und Krücken anfangen soll. Misbrauch und Nachtheil sind unvermeidlich. Un-

ter diesen Umständen ist die alte Methode, das Formulare zwischen pharmaceutische Chemie, Arzneimittellehre und allgemeine Heilkunde zu stellen, der Sache selbst am angemessensten. Hier wird die erlernte Receptkunst abermals Vorbereitung für den künftigen Theil, und der Lehrer hat hinlänglich Zeit und Gelegenheit, seine Zuhörer in dem Mechanischen zu üben und zu befestigen. Es ist doch eine wahre Schande, wenn der eingebildete Arzt nicht verstehet, die einfachsten Dinge unter sich zu vereinen, ohne gegen das Schickliche überhaupt, und gegen die chymische Convenienz insbesondere zu verstoßen.

Das Practicum läßt sich mit Examiniren und Disputiren gar wohl vereinbaren, da beide sich, wie Text und Noten, gegen einander verhalten. Das erste giebt den Stoff, und das letzte bringt Lehrer und Lernende näher durch Fragen und Antworten. Jener sieht, wo noch Lücken und Dunkelheit ist, und hilft treulich nach, dieser hat dabei die beste Gelegenheit, seine erworbene Kenntnisse zu zeigen und immer mehr auszubilden. Recepte waren von jeher der gewöhnliche practische Anhang. Ob mit reellem Nutzen für die Ausübung der Kunst, zweifle ich. Der Anfänger

glaubt

glaubt darinnen das Non plus ultra des Practikers zu finden, und thut einen Mißgriff. Er bekommt die Schaale statt des Kerns. Er stützt sich auf zerbrechliche und unnütze Waffen, und erniedrigt sich zum Receptkrämer. Und dieser ist meistens mit dem Empiriker einerlei.

Anthropologie und gerichtliche Medicin sind neuerlichst auch zusammengekettet worden. Sie stehen unter sich in gar keiner Verbindung, außer in der Betracht, daß der junge Rechtsgelehrte die erstere, der Mode zu Gunsten, höret, und die letztere in vorkommenden Fällen brauchen kann. Wenn aber jene für den Anfänger, diese für den vollendeten Juristen gehöret; so ist der Nutzen der gerichtlichen Medicin sehr zweifelhaft, wofern sie, wie gewöhnlich, gleich im Anfange gehöret wird. Wird sie nun wieder, als Anhang, betrachtet und erkläret; so kann sie unmöglich vollständig ausfallen, folglich nicht hinreichend für das Staatsbedürfniß seyn. Die Staatsarzneikunde, in ihrem ganzen Umfange genommen, und nach ihrer Wichtigkeit beurtheilt, läßt sich nicht wohl in solche enge Gränzen einschließen. Sie braucht eher Erweiterung, als Beschränkung. Sie wird von den jungen Rechtsgelehrten ohnedies fast ganz vernachläßigt, wol-

len

len wir sie freiwillig zu einer armseligen Beiläuferin erniedrigen? Der junge Arzt soll dieselbe in ihrem ganzen Umfange fassen, und sich mit allen möglichen Mitteln und Hindernissen des öffentlichen Gesundheitswohls bekannt machen, warum will man ihm durch diese Vereinfachung oder Zerstückelung den Gesichtspunct verrücken, und ihn zur Hintansetzung der gründlichen Erlernung verleiten? Der Staat muß am Ende dabei unendlich verlieren, wenn alle mediciniſche Weisheit unter den Händen der mediſchen Lehrer ſich in Sedezformat ſchmiegt, und oberflächlicher Unterricht in allen Fächern das Uebergewicht bekommt.

Zur Entſcheidung dieſer in Betreff der Folgen nicht ganz gleichgültigen Frage, iſt es unumgänglich nöthig, das Perſonale, die Inſtitute und den Zweck von einander zu unterſcheiden. Der Wundarzt und Landarzt kann ſich mit dieſer Verbindung nach dem verjüngten Maasſtabe begnügen, der gelehrte und vollkommene Arzt muß weiter gehen. In mediciniſch-chirurgiſchen Inſtituten iſt es möglich, vielleicht rathſam, verwandte Theile an einander zu fügen, und das Theoretiſche an das Practiſche anzuſchließen, weil hier blos Subalternen angezogen werden, höchſtens Anfänger

ger in der Arznei- und Wundarzneikunst den Grund zu legen pflegen; Allein auf Akademien, wo die Bildung gründlicher und geschickter Aerzte die Hauptsache ist, dürfte diese Verkürzung der Wissenschaft zur unverzeihlichen Empirie führen, und die Verachtung der ganzen Wissenschaft befördern. Der Zweck der Verbindung kann kein anderer seyn, als früher zum Ziele zu gelangen. Nun aber ist der kürzere Weg nicht immer der beste und sicherste, folglich die neue Lehrmethode blos dem Subalternenunterrichte angemessen. Ein Arzt, der nichts weiter erlernen wollte, als was sich auf Altagskenntniß und Uebung einschränkt, würde sich zum mittelmäßigen Handwerker erniedrigen, und den Nahmen eines Gelehrten nicht verdienen. Auch lehrt die Erfarung, daß auf denjenigen Akademien, wo solche interessirte Verkuppelungen willkührlich eingeführt worden sind, manche Theile gar nicht mehr besonders und ausführlich gelesen, noch weniger mit dem ehemaligen Eifer betrieben werden. Der verwöhnte und eigennützige Jüngling glaubt den vollständigern Unterricht entübrigt seyn zu können, und der verdiente Lehrer kann es gelassen ansehen, wenn jener sich, wie die Unmündigen, mit Milchkost begnügen, und die festere Nahrung verschmähen will.

Ein

Ein einziger Fall ist übrig, wo eine solche Verbindung auf Akademien statt finden dürfte — der kleine und große Lehrcurs. Ist dieser einmal eingeführt; so schickt sich die Verbindung allenfals für jenen, um den Anfängern die erstern Begriffe beizubringen, und die Landwundärzte so viel wissen zu lassen, als sie bei ihrer künftigen Bestimmung brauchen. So bald aber der große Lehrcurs anhebt, scheint mir die alte Methode nach den einzelnen Theilen von ungleich größerm Nutzen zu seyn. Der Grund ist bereits gelegt, und der zweite Lehrer kann nun durch die mehrere Ausführlichkeit das dauerhafte Gebäude vollends aufführen. Als verständiger Baumeister, muß er das Gute und Haltbare von dem Schlechten und Morschen zu trennen wissen. Da, wo dergleichen nicht eingeführet ist, thut der Lehrer, meinem Bedünken nach, am besten, wenn er die einzelnen Theile nach guten Lehrbüchern zweckmäßig, gründlich und vollständig behandelt, und bedürfenden Falles das Theoretische durch das Practische, und umgekehrt, das Practische durch das Theoretische aufhellet. Diese Verbindung ist (denk' ich) dem Kenner leicht, und dem Zuhörer zuträglich. Das Ganze muß dabei gewinnen, und bei der modischen Zusammendrängung verlieren.

16.

Versuch einer Pathologie aus Reisebeschreibungen.

Reisebeschreibungen gehören gegenwärtig unter die Modelecture. Sie gefallen durch die stete Abwechselung. Man folgt dem Reisenden durch die stürmischen Meere bis in die entferntesten, zum Theil unbekannte Länder. Man sieht fremde Menschen von ganz besonderer Lebensart, staunt, und wird gleichsam mit ihrem unschuldigen naiven Wesen vertrauet, oder verabscheuet ihr Verfahren, und flieht. Man lernt unter fremden Himmelsstrichen fremde Pflanzen und Thiere kennen, bemerkt den Einfluß der veränderten Luft auf Gesundheit, Denkart und Sitten, entdeckt neue und ungewöhnliche Krankheiten, findet die Behandlungs- und Heilungsart, welche Noth und Zufall den Barbaren und Naturmenschen gelehret hat, und legt das Buch nicht ohne Belehrung und ohne Erweiterung an Kenntnissen weg.

Das Lesen der Reisebeschreibungen ist also für den Arzt sehr instructiv, nur verhindert

die Kostbarkeit der sämtlichen Schriften und das Bewußtseyn von Nebenwerk die Anschaffung. Selbst in großen Bibliotheken fehlen dieselben ganz, oder reduciren sich auf einzelne Werke. Wenige Aerzte können und wollen aus Liebhaberei, wie Herr Hofrath Wrisberg, solche Sammlungen anlegen, und nicht alle Besitzer haben Zeit oder Neigung, aus diesen alles auf einzelnen Blättern auszuzeichnen, was den Arzt interessiret, und zuletzt die Materialien in ein schickliches Ganzes zu ordnen. Eine solche Kompilation — mehr werth, als manches dickleibiges Werk, und in dem Gesichtskraiße eines jungen thätigen Mannes liegend — dürfte in einigen Bänden das Wissenswerthe fassen, und wenn sie gehörig rubriciret würde, d. i. das ältere voran, das neuere und neueste hinten nach, das, was zusammen gehöret, z. B. Scorbut, Lustseuche u. d. unter einerlei Nummer gebracht, unter dem Text der Beleg, woher es genommen ist, nach Buchtitel, Kapitel und Seite u. s. w. gestellet würde, dem lehrbegierigen Arzte, auch bei dem beschränktesten Vermögen, die bisher verschlossenen Schätze öfnen.

Eine Nebenabsicht, warum ich einst im Allmanach diese Idee aufzeichnete, war, auf eine leichte und bequeme Art aus den

Histo-

Historikern den Stoff zur Entstehung und Verbreitung neuer Krankheiten, und zur Wanderung alter Krankheiten in ferne Lande, wo sie nunmehr, als neue Krankheiten, erscheinen, ins Publicum zu bringen, und dadurch die Urbarmachung dieses verödeten Feldes zu veranlassen.

Herr D. Reinicke in Danzig hat sich dieser Arbeit unterzogen. Hier sind einige Fragmente. Durch anhaltenden Fleiß und Unterstützung läßt sich vielleicht ein Ganzes hoffen, das eine angenehme und nützliche Lecture gewähren kann.

A.

Beschreibung der eigentlich sogenannten Seekrankheit.

„Da das Schiff zwei Stunden gesegelt hatte, und nun im vollen Schwanken war; so überlief mich einigemal ein Schaudern. Es schien mir, als wenn mir das Herz zu groß würde. Zugleich fing es an mich oben im Halse zu ziehen, und das Wasser trat mir im Mun-

de zusammen. Kaum hatte ich so viel Zeit übrig, hinunter in die Kajüte zu kommen, da ich mich schon mit den heftigsten Stößen übergeben mußte. Die Gedanken verschwanden mir, und erst einige Augenblicke nach geendigtem Erbrechen dachte ich daran, mich zu Bette zu legen. Da ich mich zum Theil auskleiden ließ, und in die Decke hüllte, fror mich mehr, und mein Ekel nahm so zu, als wenn ich wasserscheu wäre. Der bloße Gedanke, zu schlingen, machte mich auf der Stelle erbrechen. Ich bekam ohne die geringste weitere Veranlassung, und ohne daß ich das Schauckeln des Schiffes sonderlich empfand, in den ersten Stunden längstens alle 20 Minuten einmal Erbrechen, das sich immer mehr mit Beängstigung verband, aber auch später wieder kam. Anfänglich erbrach ich Speisen, darauf Galle, dann ein wenig Schaum, endlich bestand das Brechen nur in einem Würgen, das zuweilen wieder kam, wobei mir die Zunge im Halse hohl, und die Augen im Kopfe nach allen Gegenden gezogen wurden.

Nachdem die Krankheit etwa 6 Stunden mit gröster Heftigkeit angehalten hatte, schlief ich nach jedem Erbrechen eine halbe bis ganze Stunde. So bald ich die Augen aufthat, oder der Eckel mich weckte, gieng das Uebel von neuem an.

Ich

Ich hatte keine Schmerzen, war aber sehr matt, und beim grösten Durste widerstand mir ein Tropfen Thee oder das Wasser, den Mund auszuspülen. Mein Puls schlug allmählig etwas geschwinder, und meine Haut fühlte sich heiß und trocken an. Doch blieb die flache Hand feucht. Nach 18 Stunden war meine Zunge weißgelb und trocken, und ich sah aus, als wollte ich ohnmächtig werden.

Zuletzt kam das Würgen seltener, aber die Beängstigungen und der Eckel hielten beständig an, der mir jetzt desto unerträglicher wurde, da ich weniger schlief, und das Schiff vor Anker lag, wobei es sich von einer Seite zur andern wälzte.

Die glücklichste Zeit war also für mich, wenn ich schlief. Denn wachend litt ich am ganzen Körper.

Dieses große Uebel, das verschiedene Personen so ungleich empfinden, hat wohl keinen andern Grund, als das heftige Schwanken des Schiffes. Denn bei großen Stürmen werden auch alte Seeleute krank.

Man thut wohl, wenn man sich zu seiner Zeit warm ankleidet, und mitten auf dem Schif-

se bleibt, wo das Schwanken am geringsten gefühlt wird. Manchem bekommt ein Glas Brandtwein. Diascordium oder Theriak, in Wasser aufgelößt, sollen sehr kräftig dagegen seyn, unfehlbar wegen des Opiums. Bei einigen hält die Krankheit nur wenige Stunden an."

f. Bemerkungen eines Reisenden (Grimm) durch Teutschland, Frankreich, England und Holland, in Briefen an seine Freunde, Altenb. 1775. 3. Bd. p. 250.

„Freie Luft und sauer Getränke werden gegen die Seekrankheit empfohlen."

f. Voyage d'un Suisse dans differentes colonies d'Amerique pendant la derniere guerre avec une table d'obseruations meteorologiques faits à St. Dominique, à Neufchatel 1785.

B.

Krankheiten der Neger.

„Die Krankheiten der Neger sind Epian, die in Geschwüren an Gelenken mit gänzlicher Entkräftung und Gelbwerden besteht, und den Negern

gern ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts eigen ist; der Scharbock, die venerische Krankheit, die Auszehrung und die zurückgehaltene Ausdünstung. Diese Krankheiten raffen jährlich viele Neger weg. Indessen werden oft die Negern krank durch die Schuld ihrer geizigen und unbarmherzigen Eigenthümer. Die Mittelzahl des thätigen Lebens der Neger in den Pflanzungen ist ohngefehr 15 — 16 Jahr. In allen großen Pflanzungen sind zwar Hospitäler für kranke Sclaven, auch sogenannte Doctoren oder Aerzte; allein die Pflege und Behandlung der Kranken ist immer schlecht."

(s. ebendas.)

C.

Verhalten zur Verhütung des Scharbocks.

„Man genieße statt gesalzener Nahrungsmittel frisches oder getrocknetes Fleisch, und statt geistiger Getränke Wasser. Der häufige Genuß von frischem noch warmen Rennthierblut wird auch bewährt befunden.

Rußische Jäger, die auf Nova Zembla überwintern, bleiben frei vom Scharbock, wenn sie sich vom Brandtwein, gesalzenem und gedörrtem Fleische enthalten, nur frisch Rennthierfleisch essen, und warm Rennthierblut trinken. —

Steller und seine Reisegefährten befreieten sich auf einer öden Insel im östlichen Ocean vom Scharbocke durch beständigen Genuß des Fleisches von Seekühen und Seeottern, und durch Trinken des Seekühfettes, das flüßig war, und wie Mandelöl schmeckte. Daher tranken es die Russen schaalenweise ohne Eckel und Beschwerde. Es hielt sich in den heisesten Jahreszeiten zwei Wochen lang an freier Luft, und blieb wohlschmeckend, wenn es gleich mit Würmern bedeckt war.“

s. Historisch. Magaz. v. Meiners und Spittler, B. 1. St. 1. S. 129.

D.

Medicinisches Examen bei den Arabern.

„Senan, Leibarzt des Chalifen, prüfte auf dessen Befehl die Aerzte. Es kam ein ansehnlicher

licher Mann zu ihm, ehrwürdig und wohlgekleidet, den auch Senan sehr höflich aufnahm. Als er sich hierauf an ihn wandte, und sagte, daß er ihm anzeigen sollte, von welchem Arzte er seine Kunst erlernt hätte; so zog dieser ein Papier hervor, worin gute Dinars (eine Goldmünze) waren, legte sie dem Senan hin, und sagte: Ich kann weder lesen, noch schreiben. Aber ich habe eine Familie, und mein Lebensunterhalt ist ein beständiger Cirkel. Ich bitte dich, du wollest mir diesen nicht zerstören. Senan lachte darüber, und sprach: Unter der Bedingniß will ich es thun, daß du dich nicht zu Kranken drängst, deren Uebel du nicht verstehst, und daß du weder zu einer Aderlasse, noch zum Purgieren ratheſt, als in den bekanntesten Krankheiten. Der Doctor sprach: Das ist meine Gewohnheit. Seitdem ich lebe, habe ich nie etwas verordnet, als Honigtrank und Julep. — Nun gieng dieser ab. Des Morgens aber kam ein schöner Jüngling zu ihm. Senan fragte: Bei wem hast du gelernt? Antwort. Bei meinem Vater. Senan: Wer ist dein Vater: Antwort. Der Arzt, der gestern bei dir war. Senan. Wahrhaftig, ein sauberer Arzt! Hast du auch seine Heilmethode? Antwort. Ja. Senan. Nun so überschreite sie nicht, und gehe hin, und sei

sein College. — Was diesem Aesculapen an Kenntniß fehlte, das fand sich desto reichlicher bei einem andern. Dieser, aber freilich nur durch Begünstigung seines Horoscops, konnte an dem Pulsschlage entdecken, daß jemand z. E. zu viel saure Milch mit Kalbfleisch, oder 11 Granatäpfel gegessen habe. Ein anderer Arzt bemerkte an einem Kranken ein täglich Fieber, zusammengesetzt aus Blut und gelber Galle, das alle 4 Tage wieder kam. Noch ein anderer Arzt verwandelte ein reines dreitägiges Fieber in ein halb dreitägiges, und glaubte die Hälfte des stipulirten Lohns verdient zu haben. — Ein Histörchen, das Moliere benutzte.“

s. G. Abulfaradsch Kurze Geschichte der Dynastien a. d. Arabisch. übers. v. G. L. Bauer, Leipz. 1785. B. 2.

E.

Merkwürdiges Beispiel von wiederkehrenden Blattern.

„Man sagt, die Einimpfung schütze nicht immer vor den natürlichen Blattern. Warum sagt man nicht lieber, es hat Beispiele von je-

her

her von Personen gegeben, welche die Blattern, — natürlich oder inoculirt, thut nichts zur Sache, — mehr als einmal bekommen haben. Noch ehe vom Impfen bei uns die Rede war, hat das schon längst Triller selbst bewiesen, und wer von unsern Mitbürgern noch zweifeln sollte, dem wollen wir lebendige Zeugen stellen.

Hr. Finanz-Examinator C. F. Meißner hatte fünf Kinder, die alle die natürlichen Blattern glücklich überstanden hatten. Bei der gefärlichen Epidemie d. J. 1778. aber stießen sie beim Spazierengehen auf einen Trupp Kinder mit unabgeheilten Blattern. Aus Muthwillen oder Lust zu spielen, sprangen die fremden Kinder auf sie zu, sie aber entsetzten sich, flohen, wurden hartnäckig verfolgt, kamen ganz außer sich nach Hause, erkrankten, und waren bis zum Ausbruche der Blattern nicht zu besänftigen, weil sie sich nicht ausreden ließen, es sei ein Schwarm junger Teufel hinter ihnen her gewesen. Alle angewandte Sorgfalt der Aeltern und mediciniſche Hülfe des Hrn. Amtsphyſikus Heuß waren vergebens. Vier davon, (der älteſte ein hoffnungsvoller, munterer, witziger Knabe von 10 Jahren) starben an dieſen zweiten natürlichen Blattern, und

nur

nur das fünfte, ein damals mit der englischen Krankheit behaftetes Töchterchen, ward gerettet. Unter diesem Leiden und Sterben genas die Mutter der unglücklichen Opfer eines Söhnchens, das sogleich den Tag nach der Geburt die Blattern bekam, und hernach an andern Zufällen starb. Das Kind war schon also in Mutterleibe angesteckt, und gleichwohl hat die Mutter selbst niemals die Blattern gehabt, ist wohl aber mehrmals, wenn sie sich unter Blatterkindern befunden, so wie auch damals, vom gewöhnlichen Blatternfieber befallen worden.

Frau Steuer-Kalkulator Rehin wachte jüngst aus Freundschaft bei fünf Blatterkindern des Hrn. Amtsverwalters Seyffarth, bekam zum zweitenmale einige wahre Blattern auf der Wange, und verlor ihr eigen Kind an dieser Krankheit.“

§. Quartalschrift für ältere Litteratur und neue Lectüre, St. 3. N. 6. p. 63.

F.

F.

Die Bären sind Lehrer der Kamtschadalen in der Arzeneikunde.

„Die Kamtschadalen schreiben ihr Wissen dankbar den Bären zu, so, daß sie in der Arzeneikunst und Chirurgie die Kräuter und den Gebrauch derselben, innerliche und äußerliche Mittel, von ihnen kennen gelernt haben.“

s. Cooks Reisen.

17.

Das akademische Carcer. Ein Problem.

Das akademische Carcer, es sei aus Nachahmung des Mönchscarcers oder aus der alten Ordnung der Cleriker entstanden, wohin Professoren und Studenten ehedem gerechnet wurden, gehöret zu dem Forum privilegiatum der Studirenden. Kein Student kann und darf nach den alten Verordnungen der Päbste und

Fürsten

Fürsten (1158.) anderswo, als bei dem akademischen Gerichte verklagt werden. Dies ist auf den meisten Universitäten noch jetzt üblich, ausser in Wien, wo der verewigte Kaiser Joseph dieselben der Rathsjurisdiction unterwarf. Niemand darf sich an ihnen vergreifen; Jeder ist angewiesen, die Uebertreter an ihren Richter ohne einige Gewaltthätigkeit, wofern sie sich nicht wehren, abzuliefern, allenfals der Vollziehung wichtiger Strafen beizuwohnen. Alle Studenten standen und stehen noch, nebst ihren Dienern, in Civilsachen unter dem Rector, ehedem auch in Paris unter der medicinischen und philosophischen Facultät (Facultas artium). Alle ihre Streitsachen, Händel, Kontracte, Excesse, Vergehungen und Bestrafungen wurden hier erörtert, entschieden und bestraft. Die ehemaligen Unfertigkeiten, z. B. Trunkenheit, allerlei Ausschweifungen in der Liebe, Betrügereien, Diebstahl, Entweihung des Gottesdienstes und der öffentlichen Religion, Schuldenmachen, Prügeleien, Verdacht einer heimlichen Entfernung, respectswidriges Verhalten gegen die Vorgesetzten, Injurien, Nachtschwärmen, Anfallen der Vorübergehenden u. d. sind meistentheils noch jetzt die nämlichen, zum Theil sind neue dazu gekommen, z. B. Ordens- und landsmannschaftliche Verbindungen, Duelle, Tu-

mult,

mult, Mißhandlungen der Hausgenossen, Unfleiß, offenbarer Ungehorsam gegen die bestehenden Gesetze, Irreligion, Meineid, Luxus, nebst dessen unausbleiblichen Kindern, Kredit und Nichtbezahlen u. d. Der Grund aller dieser Unordnungen liegt zum Theil in dem Locale und dem herschenden Ton, zum Theil in der Natur des Jünglings, dem Unbesonnenheit, Leichtsinn und Muthwillen stets zur Seite stehen, in dem freien Umgange, wo der Aeltere den Jüngern in Schutz und Unterricht nimmt, und dafür seinen Wechsel nützt, in der Unabhängigkeit und vielfachen Gelegenheit zu sündigen, und in dem falschen Begriffe einer übelverstandenen Freiheit, zum Theil aber, von Seiten der Lehrer und Rectoren, am Mangel der Aufsicht und Disciplin, an unzeitiger Nachsicht und partheiischer Gerechtigkeitspflege, an langmuthiger Duldung unnützer und gefärlicher Menschen, an der Vergrößerungssucht und Protection, am Interesse u. s. w.

Die vornehmste Ursache ist ohnstreitig Mangel an Autorität. Wenn sich das Amt eines Lehrers und Richters nicht ohne Gravität denken läßt; so kann ein Jüngling vor dem andern keinen Respect haben. (Und neuerdings gab es mehrmals dergleichen Lehrer und Richter)

ter) Wenn zwischen den Professoren und Studenten eine gewisse Verbindung, und doch auch auf der andern Seite ein in vieler Betracht wichtiger Abstand statt haben muß, der sich nicht wohl ohne Gefar für das Wohl der Akademie verrücken läßt; so muß die Person und das Amt durch unzeitige Vertraulichkeit gefährdet seyn. Wenn die bestehenden Gesetze nicht, ohne Ansehen der Personen, in stete Ausübung gebracht, und die Strafen nach Willkühr aufgehoben oder durchlöchert werden; so sind jene wahre Nullen, welche der junge Mann für das hält, was sie wirklich sind, und die Richter verlieren am Ansehen. Wenn die Rectoren keine executive Gewalt haben, um ihre Befehle und Verordnungen gültig zu machen: Wenn sie nur Schattenkönige ohne Macht und Kraft vorstellen, so wird es schlechterdings unmöglich, den Ausgelassenheiten und Ungezogenheiten der Studenten den nöthigen Einhalt zu thun. Sie müssen, als Männer, ein solches Amt geziemend verbitten, oder, als Weiber, alles gelassen ertragen. Die Schwächen der Professoren sind und bleiben immer ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses für die Studenten. Die gegebenen Blößen führen zur Verachtung, die Menschenfurcht und der Eigennutz zur sanften oder üblen Behandlung, die Gleichgültig-

keit gegen die Uebertretung der Gesetze zu gesetzwidrigen Anmaßungen und neuen Vergehungen, die verkehrte Vorstellung vom Eide zu Meineiden, die Wiederherstellung der guten Ordnung und der außer Kours gesetzten Verordnungen zur Widerspenstigkeit und Empörung, der falsche Wahn von Freiheit und Menschenrechten zur Hintansetzung aller Achtung gegen die Obern und zum Genuß aller verpönten Freiheiten, und das Bewußtseyn der mangelnden Gegenmacht zu landbrüchigen Handlungen.

So leicht die Führung des akademischen Rectorats zu seyn scheint; so schwer wird es in der Ausübung. Die Menge unbesonnener Jünglinge von ganz verschiedener Denkart, Erziehung und Sittenbeschaffenheit soll nach einerlei Vorschrift gerichtet, der Angreifer und Vertheidiger mit gleicher Strafe angesehen, die fürstlichen Befehle und Verordnungen, welche zum Theil durch den Geist der Mode oder durch Observanz außer Werth gekommen sind, genau befolgt werden, der Richter ohne eigenen Willen alles befolgen, was durch die Mehrheit beschlossen ist, die von andern dictirte Strafen vollziehen, und doch außer Stande seyn, Geld- und Körperstrafen bei den Widerspenstigen mit Gewalt zu bewirken, den Leh-

rern zum Lehrgelde, und den Kreditoren zur außenstehenden Schuld verhelfen, kurz, viel guten Willen haben, und wenig Kraft zum Vollbringen, und doch am Ende, öffentlich oder ingeheim, verantwortlich seyn. Dazu kommt das temporarische Amt mit temporarischen Bürgern. Die größte Gewissenhaftigkeit leidet bei den meisten einen gewaltigen Stoß, und die Strenge eine unausbleibliche Erschlaffung, sobald auf die Zukunft und auf die Rückkehr in das gewöhnliche Lehramt das Augenmerk gerichtet wird. Temporarische Bürger lassen sich nicht wohl in der Maaße behandeln, wie stehende Bürger. Der Richter sieht öfters die Gefar ein, welche der kleine Staat von einzelnen schädlichen Bürgern zu befürchten hat, denunciret dieselben, nach Vorschrift des Gewissens und der Gesetze, vermittelst welcher dieselben unverzüglich fortgeschaffet werden sollen, und hat das Mißvergnügen, zu sehen, daß Furcht, Konvenienz, Protection und ähnliche Dinge die Bescheidgeber blenden und irre führen. Solche Beispiele verleiten andere zum Nachahmen, und die Nachwehen erfolgen gewiß.

Unheilbarer Schaden fließt aus der öftern Aenderung des Rectorats nach der alten

Facul-

Facultätseinrichtung. Es kann Jemand ein guter Lehrer, und dennoch ein schlechter Rector seyn, kann durch Mangel an Kenntniß oder Application, durch Unthätigkeit, Schüchternheit und Furcht, durch unzweckmäßige Nachgiebigkeit oder Strenge, durch Zu viel und Zu wenig thun, durch Abhängigkeit von andern u. d. sich und der Akademie sehr viel vergeben. Ein einziges Rectorat, in welchem alles erlaubt oder stillschweigend übersehen wurde, verdirbt dem Nachfolger das ganze Spiel. Verwöhnte und verzärtelte Kinder lassen sich nicht leicht wieder unter den Gehorsam bringen, und zum Schielen oder Blinzen abgerichtete Pedelle lernen nicht wohl wieder grade sehen, suchen sich wohl gar auf andere Art schadlos zu halten.

Sollte wohl das stehende Rectorat besser, als das ambulatorische für die Aufrechthaltung des Ansehens, für die Beobachtung der Gesetze und für die Handhabung der Disciplin seyn? Die traurige Erfarung von dem nachtheiligen Erfolge des letztern scheint für die Einführung des erstern zu sprechen. Ein rechtschaffener Mann, wie nach Cicero der Advocat und Richter seyn soll, aber kein Professor, den Selbstsüchtigkeit, Eigennutz und Schaden leicht blenden kann und muß, ein verständiger,

von der Akademie abhängiger und hinlänglich besoldeter Rechtsgelehrter, der sogleich nach den bestehenden Gesetzen entscheiden und verfahren, und auf die problematischen Sporteln nicht rechnen darf, versehen mit aller nöthigen Autorität, Gewalt und Sicherheit, müßte höchstwahrscheinlich viel Gutes in progressiver Linie thun können. Denn so manche Nebenabsicht, welche den Professor wegen seiner Verhältnisse mit den Studenten abhält, die reine Wahrheit ohne das gefärbte Glas zu sehen, fällt hier ganz weg, und wenn die Gränzen genau bezeichnet werden, wie weit die Gewalt des Richters, ohne Beeinträchtigung und Nachtheil der Professoren, gehen darf; so schwinden alle Bedenklichkeiten und bisherigen Mißgriffe. Er hat bei der unpartheiischen Rechtspflege nichts zu gewinnen oder zu verlieren, aber die Akademie kann und muß dabei sehr viel gewinnen. Er hat Unbefangenheit des Geistes genug, sich über verjährte Gewohnheiten, Unsittlichkeiten und Illegalitäten hinaus zu setzen, hat Macht genug in Händen, die Störer der öffentlichen Ruhe im Zaume zu halten oder zu entfernen, und hat Muth genug, dem Fürsten und seinen Freunden die gefährlichen Klippen zu zeigen, an welchen der beste Steuermann bei dem besten Willen bisher mehrmals scheitern mußte.

Das Hauptbedenken gegen die Neuerung wäre — nicht Widerwillen gegen diese Aufopferung, (denn die meisten Professoren würden das lästige und mißliche Amt gerne fahren lassen) sondern Sportelsucht, unter der Maske der Besoldung. So richtig es an sich ist, daß jeder Facultist mit der Vocation auch das Recht und die Anwartschaft zum Rectorate bekam, und durch die Abänderung ein Theil seiner vermeintlichen Einkünfte verlohren gehen dürfte; so ist doch der Gewinn größtentheils sehr unbeträchtlich oder im Restuche befindlich, folglich, als Caducität, gar leicht aufzuopfern, noch mehr aber in Betracht der vielen vergebenen Mühe und des unauslöschlichen Hasses, welcher nicht selten mit der pflichtmäßigen und gewissenhaften Amtsverwaltung auf immer verbunden war. Und niemand stellt den ehrlichen Mann jetzt und künftig sicher, oder hält ihn für den möglichen und wirklichen Verlust schadlos. Bei reiflicher Ueberlegung scheint mir ein stehendes Rectorat eine wahre Wohlthat für die Akademie zu seyn. Tausend Gebrechen, Mängel und Unbequemlichkeiten werden dadurch wirklich gehoben, indem das eine oder andere Unangenehme nur möglich ist. Die billige Entschädigung fällt auf den Staat zurück.

Auch die gewöhnlichen akademischen Strafen sind strittig geworden, indem einige Gesetzgeber alle Geldstrafen in Studentengelegenheiten verwarfen, als solche, welche die Aeltern allein büßen müssen, und hingegen bloße Carcerstrafen einführten. Da nach der Regel alle Civilvergehungen durch Geld oder Gefängniß geahndet werden; so ist die obige Alternative bei Studenten weder unbillig, noch ungerecht. So lange aber diese von den Aeltern abhängen; so lange fallen auch die Nachwehen auf dieselben meistens zurück, es mag diese oder jene vollzogen werden. Das Schlimmste ist nur, daß beiderlei Strafen nicht recht zweckmäßig sind. Die Geldstrafe kann meistens nicht vollzogen werden, weil der kunsterfahrne Student keinen Wechsel öffentlich bekommt, das Geld anderwärts verthut, und zur Entrichtung der Strafgelder keines übrig hat, folglich meistens ungestraft bleibt, und die Carcerstrafe ist entweder nach gewissen Grundsätzen, Absichten und innern Ursachen nicht wohl ausführbar, oder der Besuchung der Kollegien hinderlich, oder der Gesundheit ganz entgegen. Der gegründete Vorwurf, den man fast allen Gefängnissen machen mußte, trift auch die akademischen Carcer's. Sie sind an abgelegenen, feuchten und ungesunden Orten angelegt,

die

die Zimmer klein und niedrig, die Fenster unansehnlich und mit eisernen Stangen versehen, die Bettstätten unschicklich, auffallend und unsauber, die Wände schmuzig, die Decken ohne Luftzug, die Abtritte in der Nähe, folglich die Luft ganz unrein und impestiret. Wie kann dem jungen Manne der Eingang in diesen Ort der Quaal zugemuthet werden? Es werden öfters mehrere Personen in einem kleinen Zimmer zusammen gesperret, wie ist es möglich, eine reine Luft zu erhalten? Die Unreinlichkeit ist aus Mangel an Aufsicht oder aus unzeitiger Sparsamkeit und Noth unvermeidlich, warum soll der Gesittete mit dem Ungesitteten gleichen Dunstkrais athmen, und sich häßlichen Hautkrankheiten aussetzen? Der Jüngling voller Feuer ist an körperliche Bewegungen und freie Luft gewöhnt, wie kann er jetzt mit Gleichgültigkeit die jählinge Körperruhe übernehmen? Er ist zum Genusse der jugendlichen Freuden bestimmt, und soll jetzt traurige Tage und Nächte einsam verleben, wie kann er das harte Schicksal Wochen lang aushalten? Er hat einen kränklichen Körper, wer kann ihm ohne Grausamkeit zumuthen, die vorhandene Krankheitsanlage in eine legale Krankheit zu verwandeln?

Es ist also schwer die Gränzlinien zu ziehen, wo und wenn die Carcerstrafe statt finden soll. Das allgemeine Carcer kann hart und ungerecht scheinen, die völlige Aufhebung aber in vielerlei Rücksicht bedenklich werden, weil das Aequivalent am Gelde ein sehr mißliches und ungewisses Ding ist, die zu lange Carcerwohnung die Gesundheit zernichten, und eine unaustilgliche Lücke in dem Studienplane machen. Wer oft und lange auf dem Carcer weilt, kann unmöglich ein fleißiger Student in Besuchung der Vorlesungen seyn. Das Universalcarcer, als alleinige Strafe, hat vieles gegen sich, folglich ist eine kurze Zeit von einigen Tagen hinlänglich den jugendlichen Muthwillen zu casteien, und die Ordnung im Studiren so wenig, als möglich zu behindern.

Auf alle Fälle kann der Inhaftirte mit Fug Rechtens fordern, daß seine Gesundheit dabei nicht gefährdet werde. Billig muß also das Carcer eine freie Lage, den nöthigen Raum, angemessene Höhe, Sonne und frische Luft, Ventilatoren, gute Fußbäder, trockene und öfters getünchte Wände haben, um das Ungeziefer abzuhalten, der Abtritt aber entfernt, luftig und reinlich seyn, damit alle schädliche Luftverderbnisse bestmöglichst vermieden werden,

kurz,

kurz, alles muß so ausfallen, daß dasselbe blos Besserungsmittel, nicht aber der Weg zu Krankheiten werde. Sonst ist der Nachtheil grösser, als der beabsichtigte Nutzen, und die Aufhebung wünschenswerther, als die Beibehaltung.

18.

Systemsucht ist unser Verderben.

Es ist eine gemeine Bemerkung, daß die Menschen ohne Erfarung am leichtesten über die Vorfallenheiten des Tages urtheilen, wenn der vernünftige Mann schweigt, über die Handlungen der Mitbürger richten, ohne Ursache und Wirkung mit einander zu vergleichen, und dabei mehrmals Blößen geben. Andere halten sich blos an Thatsätze, und haben entweder nicht Einsicht, oder Willen genug, aus den Resultaten die unbezweifelten Folgerungen zu ziehen. Sie bleiben also auf dem halben Wege stehen, und trennen, was die Natur miteinander vereint zu haben scheint. Vernünftig Denken und Handeln macht die Menschenbestimmung aus.

Auch die Aerzte begehen häufig diesen Fehler. Anstatt durch mehrere sinnliche Erscheinungen zur Wahrheit zu gelangen, gehet man von einzelnen Erfarungen aus, und bauet auf dieselben ein großes Gebäude, ganz sorgenlos und unbekümmert, ob der Grund gut und unerschütterlich sei. Alles, was um, neben und in uns vorgehet, ist das Werk vielfach verketteter Ursachen. Diese geben einerlei Erfolg, und sind dennoch wesentlich von einander verschieden. Einerlei Krankheit ist das Kind mehrerer Väter, welche zum Theil verkannt, zum Theil nicht aufgefunden werden. Die Einrichtung des Körperbaues läßt mehrere Quellen der Gesundheit und Krankheit, die stete Wirkung und Gegenwirkung der festen und flüßigen Theile mehrere mögliche und wirkliche Krankheitsentstehungen denken. An der Hand dieser Naturkette gehet der unverfangene Beobachter am sichersten. Ihre Glieder greifen in einander ein, und halten das Ganze fest. Die vielfache Verflechtung von Ursache und Wirkung macht es dem Denker zur Pflicht, keine aus den Augen zu verlieren, wofern er nicht irren will. Und dennoch fehlten hier die Aerzte mannigfaltiglich, vom wackern Hippokrates an bis auf den heutigen Tag. Sie faßten einzelne Sätze auf, um darauf ein neues

System

System zu gründen, und vergaßen darüber den bekannten Satz der Philosophen, daß sich vom Einzelnen auf das Allgemeine nicht wohl schließen lasse. Von jeher war in der Medicin eine stete Ebbe und Fluth von Hypothesen und Meinungen. Was jene herbei führte, spülte diese wieder mit fort. Was wir heute, als Glaubensartikel, bekommen, wurde uns morgen von einem berühmten Manne wieder, als Mährchen der Vorzeit, dargestellet. Das alte System war gewöhnlich den Stürmen der neuen Gegner von außen und innen ausgesetzt. Der eine flickte und schnitzelte am Gebäude durch Wegnehmen und Einschieben, der andere riß vollends nieder, und bauete mit und ohne Mühe ein neues, das der Nachfolgende für ein schönes Kartenhäuschen ansah, und dessen Daseyn durch ein mächtiges Anhauchen umwarf. Einige hüllen ihre Hypothesen in dunkle und räthselhafte Worte ein, und verschanzen sich hinter den Damm der neuen Philosophie. Dadurch wird man zweifelhaft, ob sie uns neue Aussichten darbieten, oder die bewährten Lehrsätze beflißentlich entziehen, uns erst zu Zweiflern, und dann zu Irr- oder Ungläubigen umschaffen wollen. Die angeblich großen Männer schwatzen von Aufklärung, und stürzen uns beflißentlich und unbemerkt, wie gelehrte

Volks-

Volksbetrüger, aus einem Irrthum in den andern, bis wir endlich aus Schwachheit oder Klugheit ob dem vielen blendenden, aber nicht erleuchtenden Lichte schweigen. In unsern Systemen, sagt Thiery ganz treffend, findet man nur schwankende Begriffe und häufige Ungewißheiten. Man siehet oft die Theorie auf der einen Seite, und die Ausübung auf der andern Seite fortgehen. Was soll man glauben? Ist dieses deswegen geschehen, weil sich die Kunst bei den Hypothesen so wohl befand, daß sich diese Sucht vervielfältigt hat, oder ist es nicht vielmehr deswegen geschehen, weil man die Unzulänglichkeit der ersten Systeme einsah, daß man andere an ihre Stelle hat setzen müssen, daß einige, indem sie vorwärts gehen, die nämlichen Fußstapfen betreten, daß, wenn man richtig urtheilen will, man noch nicht sobald das Ende hoffen darf. — Man untersuche die Geschichte der Meinungen der Philosophen, so wird man zu gleicher Zeit die Meinungen der Aerzte finden. Wie oft haben sie nicht, als geheiligten Grundsatz der Kunst, angenommen, was die erhitzte Einbildungskraft eines Philoso-

phen in ein System gebracht hatte! Man füge zu diesem ungeheuren Körper alle gewagte und lächerliche Sätze gewisser Aerzte insbesondere hinzu, die mit dem kältesten Blute die größten Ungereimtheiten ausgebreitet haben, damit sie den Philosophen nichts schuldig bleiben möchten. Welches erniedrigende Bild für den Geist und für die Vernunft giebt diese Vereinigung ab!

Lächerlich genug, und dennoch allzuwahr! Die Philosophie muß unsere Begriffe läutern, muß uns gehörig denken lehren, aber der Maasstab für die Medicin kann und darf sie nie werden. Ein medicinisches System nach Aristoteles, Ramus, Des Cartes u. s. w. ist und bleibt ein Gebäude auf morschen und unhaltbaren Grunde. Die Mode und Meinung der Verehrer drückte ihren Lehrsätzen den Stempel der Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit auf, und die Zeit zeigte das Gegentheil. Wie viele Irrthümer haben sich auf diesem trüglichen Wege von Zeit zu Zeit in die Arzneikunde eingeschlichen, und unwiderbringlichen Schaden gestiftet! Eine hypothetische Philosophie gebieret zuverläßig eine hypothetische Medicin. Sie betrugt durch den

Schein

Schein der Wahrheit, und verleitet den Arzt mit Menschenleben philosophisch zu spielen.

Es ist nichts so abgeschmackt, was nicht einmal ein Arzt gesagt, gelehrt und vertheidigt, wohl gar in ein System gebracht hat. Ein Träumer fand immer andere Gesellschafter, welche mit ihm freundbrüderlich träumten. Humoralpathologie war Jahrhunderte lang das Schiboleth der Aerzte, wurde mehrmals erschüttert, aber nicht ganz umgeworfen, wie andere Systeme. Dies läßt wenigstens einige Haltbarkeit und guten Grund vermuthen. Es liegt in der Natur der körperlichen Einrichtung, daß die vorräthigen Säfte einen beträchtlichen Antheil an der Entstehung der Krankheiten haben müssen, ohne deshalb die festen Theile auszuschließen, oder die Nervenkraft zu verkennen. Selbst Hippokrates übersah dies nicht, und verband beide in seinem System. Was Galen übertrieb, und seine Nachfolger blindlings nachbeteten oder vielmehr verunstalteten, kann unmöglich dem Ganzen zur Last gelegt, oder zur völligen Verneinung angewandt werden. Vortreflich und unpartheiisch urtheilt hierüber ein bewährter Kenner, der Herr Geheimde Rath Hoffmann in Mainz. „Bei der mindesten Aufmerksamkeit, schreibt er, finden

den wir, daß unsere Säfte, wenn sie verderben, das Vermögen erhalten, blos durch Berühren stärker in die festen Theile zu wirken, das ist, daß sie scharf werden. Der Geschmack verräth diese vorzügliche Schärfe schon. Wenn der Mensch gestorben ist, und seine Säfte faulen, zerfressen sie die festen Theile, nicht anders, als wie das Scheidewasser das Eisen, welches es berühret, angreift, die Vermoderung zeugt. Wenn im lebendigen Leibe ein Knochen entblößt wird, wenn jetzt die hier befindlichen Säfte verderben; so giebt es den Beinfras. Wer einen hohlen Zahn hat, und aus dieser Höhlung die Feuchtigkeit mit ein wenig ausgezupfter Leinwand aufnimmt und beriecht, findet sie stinkend. Daß manchmal verdorbene Säfte aus dem Körper weggeschaft wurden, und sich demnächst die Gesundheit wieder einfand, das alles erkannte schon Hippokrates, wie aus seinen Beobachtungen von den Krisen deutlich erhellet. Er gründete sich auf Beobachtungen, und aus diesen schloß er, trieb aber keinen Handel mit dunkeln Begriffen und Träumen. — Ich erstaune, wenn ich finde, wie

Hip-

Hippokrates, der vor mehr, als 2000 Jahren lebte, zu einer Zeit, wo das physische Fach noch nicht bebauet war, wo man noch nicht einmal den Umlauf des Blutes kannte, es so weit hat bringen können, wie er es in der That gebracht hat. Wenn wir nun aber die Wahrheit sagen wollen; so müssen wir gestehen, daß es das Heer der Aerzte, welche von des Hippokrates Zeiten an bis auf den jetzigen Tag gelebt haben, in Ansehung der Humoralpathologie, nicht viel weiter brachten, als Hippokrates. Wie kam dieses? Es fehlte ihnen der Grund, über welchen sie bauen musten, wenn sie es weiter, als Er, in diesem Stücke bringen wollten, nämlich die Auflösung der Frage: Wie gehet es zu, daß die Säfte des gesunden menschlichen Leibes oft achtzig und mehr Jahre erhalten bleiben, da er doch bei derselben Wärme, wenn er todt ist, sehr bald faulet und vermodert, dermaßen, daß nach einer kurzen Zeit nichts, als die Knochen übrig bleiben. Man begreift gar leicht, daß einem diese Eigenschaften nicht abgehen müssen, wenn man ausmachen will, wie es zugeht, daß die

Säfte

Säfte von ihrer gesunden Beschaffenheit abweichen, und in lebendigen Leibern verderben. (Der würdige Mann hat dies Problem in der Abh. von den Pocken gelöset, und kein gelehrter Ausrufer darauf geachtet. Wie mag das zugehen? Woher dies allgemeine Stillschweigen?) — Ich beklage, daß man bis hieher die Hippokratische Humoralpathologie so sehr aus den Augen gesetzt hat. Anstatt den Anfangsgrund zu berichtigen, verfiel man auf die Insectentheorie. Der von mir sehr geschätzte Unzer brachte eine andere auf, und jetzt machen die Engelländer vornämlich wieder etwas anders. Ich bleibe dem Hippokrates treu, und suche nur da, wo er stehen geblieben ist, ein wenig weiter fortzurücken. — Wenn aber Hippokrates gleich den Grund zur Humoralpathologie legte, und wenn hierinnen gleich der Ursprung sehr vieler Krankheiten steckt, so erkannte Hippokrates doch auch gar gut, daß manchmal der Ursprung der Krankheiten von Gemüthsbewegungen, und also nicht von verdorbenen Säften herrühre.

Alles liegt meines Bedünkens heutiges Tages so ziemlich klar am Tage. Wenn ich aber gleich sehr vieles von der Humoralpathologie glaube berichtigt zu haben; so sind doch noch wichtige Fragen zu beantworten übrig. Wenn wir gleich wissen, wie das gegenwärtige Blut, die davon abgesonderten Säfte und die festen Theile im gesunden Zustande erhalten werden; so ist doch noch ferner auszumachen, wie die verdorbenen Säfte wieder ersetzt werden. Hieher gehören nun die Fragen: Wie werden die Spetsen verdauet und in Nahrungssaft verwandelt? Wie wird der Nahrungssaft in Blut umgeschaffen, und wie geschiehet dieses? Ich bin mit diesen und einigen andern Ausarbeitungen fertig.“

Der würdige und verdienstvolle Mann prüfet die Humoralpathologie, an statt zu spötteln, sucht sie zu vervollkommnen, anstatt mit Machtsprüchen zu verwerfen, bemühet sich das Gebäude zu befestigen, anstatt willkührlich niederzureißen, und schätzt, als Kenner der Natur, den alten Hippokrates, den heut zu Tage so viele Aerzte tadeln und

ver-

verhöhnen, ohne ihn zu kennen, oder mit Einsicht und ohne Vorurtheil zu nützen. Der Grund war treflich gelegt. Hätten doch seine Nachfolger statt der Hypothesen und sinnreichen Erklärungen den sichern Weg der Erfarung betreten, wie Er! Gesetzt also, das Humoralsystem war nicht zureichend, alle Erscheinungen im gesunden und kranken Körper befriedigend aufzuhellen und zu erklären, so läßt sich das nämliche von allen andern ebenfals sagen und behaupten, so bald sie zu allgemein angenommen und befolgt werden. Die Gesetze des Anhängens und der Dauung, die Herrschaft des Archeus und der Seele, die Gährung, die Alkalscenz und Säure des pankreatischen Saftes, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die Electricität, der thierische Magnetismus, die Theorie vom Nervensafte, von der Zeugung, von der Wurm- und Pockenentstehung, von der Ansteckung u. d. gehören sämtlich in das Heer der Hypothesen, sind folglich nur einseitig wahr oder möglich, dienen allenfalls, als Irrlichter, zum Blenden und Irrführen, aber nicht zur völligen Auseinandersetzung der strittigen Punkte und zur Gründung eines unerschütterlichen Systems. So bald daßelbe von einer Hypothese ausgehet, trägt es das Merkmal der Verwerfung

an der Stirn. So bald man die Chymie, Geometrie, Mechanik u. s. w. zum Maasstabe nimmt, und die Muskelkräfte, die Absonderungen ꝛc. nach dem Calcul bestimmen will, ohne den wichtigen Unterschied zwischen einer lebendigen und todten Maschine in Anschlag zu bringen; sobald ist die Haltbarkeit verloren. So bald man in einem belebten Körper nur eine Hauptkraft gelten läßt, und alles andere, als abhängige Wirkungen, betrachtet; so ist die Klippe zum Scheitern nicht mehr weit. Die Nervenkraft und Reizbarkeit spielen in der Maschine eine wichtige Rolle, aber ohne die Nebenrollen dürfte das Stück nicht leicht ausführbar seyn. Vereinfachung und Vervielfältigung der Meinungen ist gleich gefärlich. Und dennoch kann man sich bei der Ausübung mit der letztern besser helfen, als mit der erstern. Bei der Unvollkommenheit aller Dinge ist die bestimmte und gewisse Gränzlinie sehr schwer zu ziehen. Der unverfangene Beobachter siehet durch das gefärbte Glas des Nervenreizes und der Reizbarkeit sehr viel, aber nicht alles, manches wohl gar verkehrt, und ist bei dem Verfolgen der Begriffe mehr, als einmal genöthigt, zur alten Humoralpathologie zurück zu kehren. Vor dem Krankenbette hilft ihm diese weit eher

aus

aus dem Gedränge, als jene. Der Magensaft mag immerhin den Hauptantheil an der Dauung haben, aber deshalb ist und bleibt die Mitwirkung der übrigen Kräfte unverkennbar. Die Zeugung, das größte Naturgeheimniß für den Weisen und Thoren, gewinnet durch keine einzige Theorie helles Licht. Die Entwickelung, der Bildungstrieb, die Saameneinsaugung in der Schaam, und wie sonst die Hypothesen der Physiker, Philosophen und Aerzte von Urbeginn der Welt heißen mögen, sind im Grunde nichts weiter, als gelehrte Träume, wozu sich allenfals einige dunkle Begriffe auffinden lassen. Die Wirkungsart der Arzneimittel, als Folge der Reizbarkeit, hat den anziehenden Reiz der Neuheit für den Leser, und den Schein der Verbesserung für sich, aber der Praktiker gewinnt dabei abermals nicht viel.

Soll ein System der Arzneikunde bestehen; so müssen erst die einzelnen Theile berichtigt, vielfältige Beobachtungen angestellet, und unter einander verglichen, endlich daraus gewisse Sätze abgeleitet werden, welche den festen Grund abgeben. Einzelne Meinungen und Vorstellungen, welche sich auf einzelne Erfahrungen oder Kräfte gründen, können nur in

so weit statt finden, als sie die strenge Prüfung des uneingenommenen Kenners und Richters aushalten, und zur Bindung des Gebäudes beitragen. So bald sie für allgemein und verbindend gelten sollen, ist es höchst unklug, dieselben ohne Widerrede zu glauben und anzunehmen. Theoretische und praktische Systeme beruhen, nach der Angabe der Erfinder, insgesamt auf Speculation oder zufälliger Erfarung. Beide können und müssen trügen, wofern man nicht auf seiner Hut ist.

Alle willkührlichen Grundsätze führen zu willkührlichen Folgerungen, und veranlassen mehrmals die Verwechselung der Ursache und Wirkung. Der speculative Stubengelehrte macht, wie der Praktiker, vielfältig einen Geniestreich. Jenen führt die Phantasie, diesen das falsche Sehen oder das allgemeine Folgern irre. In der Theorie und Praxis ist daher die Meinung der Stimmgeber meistens getheilt, und Thiery hat nur zum Theil den Punkt getroffen. Der Streit der Meinungen, sagt er, die Vervielfältigung der eingebildeten Erkenntnisse, gebären Zweifel, und selten wird dadurch der Weg zur Wahrheit geöfnet. Wenn die Praxis blos auf ihrem Wege fortgehet,

het, so heftet sie ihre Blicke nur auf ihren Gegenstand. Sie hält sich nur an dasjenige, was sie empfindet und siehet. Bei ihr ist nichts vergeblich, nichts willkührlich. Nach diesem Grundsatze stellt sie ihre Ueberlegung an, macht Schlüsse, forscht nach, bestimmt die Verhältnisse, und faßt diejenige Entschließung, welche die letzten Triebfedern erfordern. Wir haben viele sichere Thatsachen, haben wir auch aus diesen Thatsachen gründliche Wahrheiten hergeleitet? Leider nicht, oder mehr, als sich ohne Irrthum daher ableiten ließ. Reid trotzt auf seine vielfache Erfarung, und rühmt die Brechmittel in der Lungensucht, als ein Non plus ultra der Kunst. Schade, daß der gute Mann sich durch einzelne Beobachtungen blenden, und zur allgemeinen Empfehlung verleiten ließ! Wenn die deutschen Nachahmer eben so verfahren; so beklage ich die armen Kranke, welche in ihre praktischen Hände fallen. Sie werden zuverläßig die Opfer einer falschen Theorie. Der gute und verständige Arzt heilt nicht nach Autoritäten, sondern nach der Natur. In einzelnen Fällen mögen die Brechmittel einigen Nutzen haben, allein so bald sie allgemein und ohne Unterschied verordnet wer-

den, so ist ein Verstoß gegen gründliches Wissen der Pathologie und Therapie, und ein leidiger Empirismus zu vermuthen. Der Hebmeister, welcher alles mit der Zange vollführt, was ohne dieselbe gar wohl möglich zu machen ist, oder die Nachgeburt immer und in allen Fällen der Natur überläßt, scheint mir nicht auf dem rechten Wege zu seyn. Das Schlimmste ist, daß Jeder seinen Weg für den besten und sichersten hält, und erst nach mancherlei Fehltritten sich besinnt, oder sich zu widerrufen schämt, und wohl gar neue Beobachtungen ersinnet, um das Trügliche der erstern zu bevestigen.

Je mehr man also an der Hand der Geschichte das Unzulängliche und Vergängliche der bisherigen Systeme überschauet, und den großen Nachtheil erwägt, den die unbesonnene Annahme und Befolgung auf Menschenwohl und Menschenleben haben mußte, desto größer wird das Erstaunen, zu sehen, mit welchem Leichtsinne dergleichen Einfälle noch jetzt erfunden und vertheidigt werden. Auf den Ruinen der erstern thürmen sich immer wieder andere auf, welche in kurzem das nämliche Schicksal der Verdammung trift. Denn die Einfälle einzelner Männer und die wahren

Bedürfnisse der Kunst sind selten mit einander vereinbarlich. Ein System der Arzneikunde ist möglich, wahrscheinlich und ausführbar; allein so lange man willkührliche Sätze auf einander häuft, Autoritäten einmischt, sinnreichen Hypothesen trauet, wahre, halbwahre und falsche Beobachtungen zu Hülfe nimmt, und die Leichtgläubigen durch die Gabe der Beredsamkeit, durch Sophisterei und entscheidenden Ton zu bethören, und die Ungläubigen durch Spöttelei zum Stillschweigen zu bringen sucht, schwindet alle Hofnung zur Aufführung und Vollendung eines dauerhaften Baues dahin. So lange man nicht wieder mit aller Unverfangenheit des Geistes und mit rühmlicher Selbstverläugnung die großen Muster des Alterthums nachzuahmen sucht, die Zufälle und den ganzen Verlauf der Krankheiten mühsam beobachtet, und den Winken der Natur treulich folgt, nichts aufzeichnet, als was sie dictiret, nichts zur Regel macht, als was sich mehrmals bestätigt hat, nichts für Wesentlich hält, als was den Anblick der Wahrheit verträgt, kurz, alle hypothetischen Sätze verläßt, und die gewissen weiter verfolgt, das Ansehen nie zum Maasstabe annimmt, sondern die Natur aus der Natur einzig erkläret, so lange ist und bleibt die Systemsucht ein

wahrer Schandfleck der Kunst. Wir sehen dann immer die Natur geschminkt, nie unverschleiert. Wir glauben einen Apostel der Wahrheit zu hören, und sind der Lockstimme des Verführers ausgesetzt. Möchten doch die Aerzte einmal anfangen, die Kunst gründlich und naturgemäß zu studiren, und den sichern Weg der Erfarung zu betreten! Möchte doch nicht immer und ewig ein Blinder den andern leiten!

19.

Bilanz

über den Zustand der Medicin am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir nähern uns dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Wir stehen in der Periode der Aufklärung, und rühmen uns, in dieser kurzen Zeit mehr Entdeckungen und Vorschritte in der Arzneikunde gemacht zu haben, als alle Vorfahren in den sämtlichen vorhergegangenen Jahrtausenden. Es würde sehr viel Eitelkeit verrathen, dergleichen laut zu behaupten, wofern

es nicht durch Thatsätze bestätigt werden kann. Wir würden uns in den Verdacht der Selbstsüchtigkeit setzen, wenn wir eine Riesengröße affectirten, um die wenigen Zolle des Zwergs zu verbergen. Ein guter Rechnungsführer ziehet eine Bilanz über Einnahme und Ausgabe, um den Zustand der Finanzen übersehen zu können. Wir wollen eine kurze Bilanz über das Vorrücken und Zurückgehen in der Medicin liefern, und dadurch einen Jeden in den Stand setzen, das obige Urtheil zu unterschreiben oder zu verwerfen. Dann wähle Jeder nach seiner Ueberzeugung!

Die herschende Philosophie ist skeptisch. Kluges Zweifeln ist der Hauptzug des Weisen. Ein allgemeiner Pyrrhonismus führt zum Irr- und Unglauben, und wird nicht selten der Schild, um den Mangel an Realität und wahrer Weisheit zu verbergen. Von jeher borgte die Arzneikunde von der Philosophie den Anstrich und das Gewand. Indem der jetzige Philosoph beginnet an allem zu zweifeln, alle ehemalige Grundfeste des Denkens erschüttert, den Grund des Gebäudes untergräbt, und seine Zweifelsucht bis jenseit des Grabes hinaus, über Gott, Seele und Unsterblichkeit hinweg verfolgt, hat sich die Zweifelsucht aus Britanniens

niens Insel herüber in die Medicin eingeschlichen. Der Britte, es sei nun aus Ueberzeugung, Paradoxie oder Nationalfehler, suchte sich auf dem alten, seit des Hippokrates Zeiten sehr betretenem Wege ein Ansehen und Einfluß zu verschaffen. Er that, was alle Reformatoren von Anbeginn der Welt thaten — er machte das alte Humoralsystem verdächtig, und spöttelte, anstatt mit Paracelsus und van Helmont zu schimpfen, zweifelte an allem, und sprach immer im entscheidenden Ton. Der große Haufe neigte, wie immer, sein Haupt bis zur Erde, bewunderte den großen Mann, ohne kaltblütig zu prüfen, schwieg ehrfurchtsvoll, und sprach von ganzem Herzen, Amen. Selig sind, die jedem Winde der Lehre trauen, und glauben! Man befindet sich doch dabei so herzlich wohl und zufrieden. Die Menge der übersetzten Englischen Bücher brachte ähnliche Ideen und Grundsätze in Umlauf, und der deutsche Arzt fühlte sich stark, wenn er, wie ein Britte, an allem zweifeln konnte und durfte. Da nichts leichter ist, als dies; so sind wir endlich am Ende des Jahrhunderts so weit vorgerückt, daß der Anfänger nicht mehr weiß, was er ohne Gefar des Irthums annehmen und glauben soll. Der Lehrer stehet, wie Herkules, am Scheidewe-

ge,

ge, unentschlüßig, welche Parthie zu ergreifen, und wo die Wahrheit, die er vortragen soll, zu finden seyn möchte. Der Praktiker schwankt, auf das morsche Rohr des Pyrrhonismus gestützt, am Krankenbette hin und her, und der Kranke, hinblickend auf die skeptischen Gesichter und Mienen der berathschlagenden Aerzte, ruft mit beklommenen Herzen aus: Ach, wie ungewiß ist die Kunst! Die Geschichte sagt, daß die Zeit des Unglaubens nie die beste war. Sollte dies bei der Medicin ein Irrsatz seyn?

Hypothesen waren von jeher die Krücken des unvollkommenen Wissens, worauf man sich einstweilen stützte, und der trügliche Flor, hinter welchen man den Mangel an Stetigkeit verband. Sie gehören in das Gebiet der Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten, blenden durch den Reiz der Neuheit, führen durch den Schein irre, und verdrängen meistentheils die Wahrheit, anstatt den Wißbegierigen näher in das Heiligthum zu führen. Der Hypothesengelehrte glaubt, wie der Eingeweihete, helles Licht zu sehen, und brennet vor Begierde, andere durch die Fackel der Wahrheit zu erleuchten. Indem er alles um und neben sich in Flammen zu setzen wähnt, und den Blick der staunenden Welt auf sich zu ziehen

sucht,

sucht, setzt er seine Hypothese auf die Ruinen der Vorgänger, ohne bei deren Erblickung sich das Prognostik einer ähnlichen Vergänglichkeit zu stellen. Die schönste Hypothese ist nichts weiter, als eine gefährliche Verführerin. Sie ziehet durch ihre fremden und erkünstelten Reize an, und gefällt, aber bei näherer Bekanntschaft verlieret sie an Werth und Achtung. Sie ist ein Irrlicht, das in der Ferne glänzt, und den sich nahendem Wanderer auf Abwege leitet. Eine Wissenschaft voller Hypothesen ist eine bunte Charte, mit erdichteten oder geglaubten Orten. Der Forscher sucht immer, und findet nie.

Die Medicin hat hier und da noch Lücken. Die Quelle der Unvollkommenheit ist zum Theil in der Verborgenheit der Natur, zum Theil in dem Benehmen der Aerzte zu suchen, welche den mühsamen Weg der Beobachtung verließen, und durch Dichtung empor strebten. Unter allen Wissenschaften verträgt sie sich am wenigsten mit Hypothesen, und dennoch leben und weben wir jetzt in lauter Hypothesen. Dies ist eine böse Vorbedeutung für die Zuverläßigkeit der Kunst. Die Herren und Damen vom guten Ton haben die Praktiker genöthigt, die geheimen Krankheiten emsiglich zu studiren:

(Sie

(Sie sind das Salz der Heilkunde) Die Schriftsteller galoppiren auf dieser traurigen Rosinante treulich und sonder Gefährde nach; Jeder reitet sein Steckenpferd nach Belieben, und trägt die Fackel der Erleuchtung vor sich her. Wie viele Hypothesen über Entstehung, Mittheilung, Fortpflanzung und Heilung der Liebesreliquien sind nur in dieser letzten Zeit ausgedacht, gelobpreiset, nachgeahmt und verworfen worden! Wie viel Meinungen haben sich kürzlich in der Zeugungslehre auf einander gedrängt, in die Kur der Nervenkrankheiten und des Schlagflusses eingeschlichen! Wenn das herschende System sich auf einzelne und trügliche Hypothesen stützt, und Hypothesenjagd der sicherste Weg zum medicinischen Ruhme wird; so hat seichtes Wissen bereits die Oberhand, und die Ungewißheit der Kunst stehet hinter dem Schirme.

Ehedem trieb man die Theorie ohne Erfarung zu sehr, jetzt setzt man jene hintan, und erhebt blos diese. Beide machen vereint den wahren und gründlichen Arzt, und sind einzeln mehr blendend, als richtig. Ehedem nahm man den Grundsatz an, daß Theorie das Resultat der sichern und wiederholten Beobachtung und der Polarstern des Praktikers sei, jetzt

lacht

lacht man ob dem alten Wahn, und trotzt auf Erfarung. Trügliche Losung, dessen wahre und volle Bedeutung der Erfinder und Beobachter nicht immer kennet. Erfarung, sagt Baldinger, ist das allgemeine Steckenpferd der neuen Empiriker; Aber haben die Erfarungsmacher auch Fähigkeit und Ehrlichkeit? Nie war der Widerspruch in einzelnen Lehrsätzen und Thatsätzen größer, nie war weniger Toleranz, als jetzt. Seitdem die Erfahrungs- und Beobachtungssucht die herschende Krankheit der Aerzte geworden ist, jagt ein Beobachter den andern, und beschenkt uns mit unreifen, halb wahren, ersonnenen oder nacherzählten Versuchen. Die immer zunehmende Beobachtungssucht, sagt Stifft ganz richtig, überschwemmt uns, bei der Seltenheit guter Beobachter, mit tausend sich widersprechenden Erfarungen über die Kräfte und Wirkungen der Arzneimittel, (über die Entstehung und Behandlung der Krankheiten) so, daß es endlich beinahe unmöglich wird, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Die jetzige Erfarungswuth ist also ein symptomatisches Fieber, wobei die Kunst gefährdet zu seyn scheint. Wer immer Erfarung macht, ohne Leitung der Theo-

rie, entzieht sich das eine Auge, und sieht die Gegenstände meistens nur halb oder wohl gar verkehrt. Wer alles praktisch haben will und verfolgt, und sich an Krankheitsnamen und Mitteln begnügt, ist und bleibt ein blinder Empiriker. Sollte wohl die Wissenschaft bei diesem herschenden Empirismus wahren und reinen Gewinn haben?

Von jeher setzte der Empiriker den ganzen Werth der Kunst in Arzneimitteln und Recepten. An dieser Sucht kränkeln unsere Zeitgenossen. Die Schriftsteller erzälen viele Wunderdinge, die Lehrer dictiren, die Zuhörer schreiben, und die Praktiker fühlen sich glücklich, wenn sie für jede Krankheit ein Probatum est aufstellen können. Wir sehen also ringsum lauter Arznei- und Receptkrämer, und erniedrigen uns zu mechanischen Handwerkern. Die wahre Aufklärung und die Erweiterung der Wissenschaft können unmöglich dabei bestehen.

Ehedem war der Arzt auf den Namen eines Gelehrten stolz. Gründliche Gelehrsamkeit und anhaltendes Studiren war ihm wesentlich und nothwendig, jetzt nicht mehr. Wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhun-

derts klüger geworden, wir sehen dies alles für Tand an, und begnügen uns, wie die liebe Natur, mit wenigem. Wir haben seitdem in den Orden der Aerzte viele Afterärzte aufgenommen. Die Hälfte der doctorirten Kollegen sind Wundärzte und Apotheker, sind Anfänger im Wissen. Ihr Interesse fordert die Herabwürdigung des Studirens und Lesens, um die Blöße zu bedecken, und es hat ihnen treflich geglückt, eine Menge Nachahmer zu finden. Es ist doch eine herrliche Sache um die liebe Ruhe und glückliche Mittelmäßigkeit! Und dennoch ist es nicht möglich, in der Medicin ohne gründliche Kenntnisse tief einzudringen, ohne anhaltendes Lesen fremder Erfarungen bei der Ausübung glücklich fortzukommen. Die Vorgänger müssen die sichern Führer durch die Labyrinthe der Kunst werden, das Licht in der Finsterniß aufstecken, und für Fehltritten verwahren. Halbes Wissen ist öfters schädlicher, als Nichtwissen, und beides der Weg zur handwerksmäßigen Empirie.

Wir treiben die Präliminarwissenschaften aus Liebhaberei und mit Vorzug, der Mode zu Gunsten. Naturgeschichte, Botanik, Chemie, Anatomie u. d. haben viel Anziehendes, und ihren relativen Nutzen in der Medicin. Seitdem

will

will man uns von dem Gegentheile überreden, aber es ist Sand in die Augen. Ihr Studium ist und bleibt nur in Rücksicht auf die Kunst von einigem Werth für den Arzt. Wozu also das viele Wundern und Staunen? Wer die Nebenstraßen verfolgt, kommt gar leicht von der Hauptstraße ab. Wer blos praktische Theile treibt, und die theoretischen darüber vergißt, entzieht sich den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur.

Wir suchen jetzt eine Ehre in Errichtung der Lehr- und Krankenanstalten, und bestürmen die Fürsten mit wohlgemeinten Vorschlägen. Die Bitten werden erfüllt, und die Mängel der Kunst bleiben, wie vorher. Nicht die Menge, sondern die gute Einrichtung und kluge Nutzung ist der Maasstab des innern Werths. Die meisten sind Denkmaale der Eitelkeit, und die gewissen Wohnungen des Todes. Was und wie viel haben die Lazarethe zur Vervollkommung der theoretischen und praktischen Arzneiwissenschaft beigetragen? Dies Problem ist bis jetzt noch nicht aufgelößt.

Wir sind also in den Hülfswissenschaften und in der gerichtlichen Medicin vorgerückt, und in den übrigen Theilen entweder zurückgekommen, oder durch unnütze Hypothesen, durch

einseitige Erfarungen und darauf erbauete Systeme zurück gekommen. Die Diätetik liegt ganz, die Pathologie ist empirisch, die Zeichenlehre hintangesetzt, und vielen ganz entbehrlich, die Heilmittellehre mit alten und neuen Arzeneien überladen, und durch Widersprüche verunstaltet, die allgemeine Heilkunde noch immer schwankend, und durch neue Theorien unzuverläßig, die Praxis zu einer Namenflickerei und Receptkrämerei erniedrigt, die Fieberlehre ein Kunstwerk zum beliebigen Aendern, Schnitzeln und Drechseln geworden. Kurz, das ganze System der Medicin ist am Ende des Jahrhunderts und unter den Händen der Aufklärer ungewisser und zweifelhafter, als jemals. Wir reißen ein, und verhunzen, wie schlechte Baumeister, das edle Werk. Wir suchen und träumen von einer Revolution. Der Himmel gebe gute Aspecten und guten Erfolg, um die beflissentlich eingeführte Ungewißheit heben, und ein gründliches Gebäude auf die Ruinen des alten bauen zu können! Die Revolution ist leicht, aber die Wiedergeburt schwerer, als man glaubt.

20.

Der Leibarzt im Vorzimmer, der Professor im Hintergrunde.

Ehrenbezeugungen sind dem Manne von Gefühl und Verdienst nicht gleichgültig. Sie schmeicheln der Eitelkeit, geben Ansehen, vermehren die gute Meinung, welche das Publikum von ihm hat, und ermuntern zur fernern Thätigkeit. Man sage, was man wolle, auch der größte Mann und die größte Frau ist von dieser natürlichen Schwachheit nicht befreiet. Die reinste Tugend ist mit etwas Selbstsüchtigkeit verschleiert. Der strenge Heilige, der Büßer in der Wüsten, und der fromme Mönch in der Zelle, welche sich über alle Weltbedürfnisse erhaben zu seyn glauben, sehen mit halbem Blicke in die verlassene Welt zurück, und wünschen im Stillen, den Geruch der Heiligkeit bis in die Ferne zu verbreiten. Der stoische Weise rühmte sich ohne Gefühl zu seyn, damit die Profanen das, was ihnen unmöglich war, an andern glauben möchten. Der berüchtigte Kyniker, Diogenes, wälzte sich mit seinem Fasse in der Sonne gefälligst her-

um, und wieß den stolzen Alexander von seinem beliebten Sonnenzirkel zurück, aus der kleinen Ursache, um durch die Verachtung menschlicher Höhe und Größe von andern für einen wirklich großen Mann gehalten zu werden. Der Held stürzt sich in die größten Gefaren, wo Tod und Verderben seiner wartet, und stirbt gelassen auf dem Bette der Ehre. Er hat den süßen Trost, daß Zeitgenoß und Nachwelt ihn bewundert. Der Gelehrte zehrt sich bei nächtlicher Lampe ab, übernimmt unverdrossen die mühsamsten und entkräftendsten Arbeiten, und tröstet sich mit dem problematischen Gedanken von Unsterblichkeit. So drehet sich alles Gute und Vortrefliche unvermerkt um das Rad der Eitelkeit herum, und wenn Fürsten das Verdienst nach Würden belohnen, so ist beim Geber und Empfänger die Eitelkeit gewiß im Spiele. Ohne diesen Instinkt und treuen Monenten der Natur würde viel Gutes in der Welt unterbleiben. Dessen weiser Gebrauch wird ein mächtiger Sporn zu großen Thaten. Mischte sich nur nicht bisweilen etwas Eigennutz ein!

Die Menge von Aemtern, in einer Person vereint, und die Verweisung auf Sporteln, läßt schier vermuthen, daß die Obern viele Pflichten erfüllt, und viele Zwecke erreicht haben

ben wollten, ohne starke Summen anzulegen und anzuwenden. Denn viele Nebenämter vermehren doch endlich die ganze Einnahme, aber der Dienst selbst gewinnet durch solche Finanzspeculationen und kameralistische Sparsamkeit nichts. Die Sportelsucht stehet gemeiniglich im Hinterhalte, und der arme Vielbeamtete ruft uns mit ausgestreckter Hand entgegen: Gebet den Armen, weil der gnädige Herr nicht geben will oder kann! So gehet die unzeitige Kargheit voran, Ungerechtigkeit und Bedrückung der Unterthanen, oder Vernachläßigung des Amtes folgt hinten nach. Wer Nahrung und Kleider braucht, kommt mit Pflicht, Moral und Religion mehrmals ins Gedränge. Die öftern Reste und Defecte in der Kasse, und die häufigen Caducitäten in der Rechnung, haben, wie alle Dinge in der Welt, ihren hinreichenden Grund.

Auch der Arzt stehet bisweilen auf dieser mißlichen Liste. Als wohlbestallter Physicus, hat er in der Bestallung die Obliegenheit übernommen, für das Beste des Medicinalwesens zu wachen, die Wundärzte zu prüfen, die Hebammen zu unterrichten, die Armen umsonst zu heilen, in Menschen- und Vieseuchen Jedermänniglich beizustehen, das Physikatsbezirk zu

bereisen, die Mineralwasser zu prüfen, und ihren Gebrauch zu befördern, und dafür pflichtmäßig zu gewärtigen — 20 Meißl. Gülden, allenfalls noch den Physicatskopf zu versteuren. Der Lazaretharzt bekommt in Gnaden 50 Reichsthaler, mit der ernstlichen Weisung, wenigstens zweimal in der Woche zu sehen, was die Kranken und der Unterpfleger macht. Der Professor genießt eine mäßige Besoldung, und dienet dafür allen wirklich armen oder gegen die Gebühren dafür erklärten Studenten unentgeldlich, oder erhält eine mäßige Pension, wofür der verdiente Mann erröthen möchte, allenfalls den unnützen Sohn zum Substituten, und bekommt den gnädigen Auftrag, die sämtlichen Armen mit und ohne Montur in die medicinische Pflege und Obhut zu nehmen. Der Leibarzt in der Nähe hat die Anwartschaft, oder zieht viertheljährig 25 Gülden, mit Vertröstung auf bessere Zeiten, welche nie kommen können oder dürfen, und der abwesende Leibarzt wird mit gnädigen Versicherungen eingeschläfert, und besorgt unter der holden Leitung der Hofnung den Medicinaldienst von oben an bis unten aus — alles von Rechtswegen. Hier blickt der Eigennutz allenthalben durch. Der Fürst und Staat fordert wichtige Pflichten von dem Diener, welcher rechtschaffene

Mann

Mann kann sich nach einem solchen mühsamen Posten sehnen, wobei er in Gnaden darben muß? Welcher Mann von Verdienst sich in Fesseln schmiegen, wenn er bei geringer Einnahme wenigstens frei seyn kann? Wenn der Fürst den Dienst unentgeldlich fordert, oder viel verspricht und nie erfüllt, oder dem verdienten Gelehrten zur Entschädigung und Belohnung 25 Reichsthaler, als Pension, auswirft; so beklage ich den Fürsten und Diener von ganzem Herzen, jenen, daß er solche entehrende Blößen gab, und diesen, daß er solche Brosame und Bettlergaben in unterthänigster Devotion annahm. Das wahre Verdienst kann und muß sich nicht so weit erniedrigen!

Noch auffallender ist das Benehmen mancher Regenten, den Leibarzt auf Kosten der Universität zu erhalten. Man zieht den Professor nach Hofe, als Leibarzt, und blendet ihn mit dem leeren Titel. Um die Fürstliche Kasse nicht zu beschweren, mag er die Professorbesoldung und Facultätssporteln fernerhin genießen, und die Universität kann sehen, wie sie den Abgang bestmöglichst ersetzt. Allenfalls wird Höchsten Orts ein junger Stellvertreter hingepflanzt, und alles andere dem lieben Ohngefehr überlassen. Dieser Schritt ist in vieler

Betracht höchst bedenklich. Ist der Professor ein gelehrter, thätiger und erprobter Mann, so wird die Versetzung ein wahrer Verlust für die Akademie. Nicht jeder Nachfolger kann die Lücke mit Würde und Vortheil ausfüllen, und die guten Professoren wachsen doch nicht, wie die Schwämme in der Regenzeit. Oefters sieht der unbesoldete Substitut mehr auf den Besitzstand, als auf das wahre Interesse der Facultät, und der schlaue Vater, bekannt mit dem Laufe der Dinge, wuchert für den Sohn durch die vorgespiegelte Uneigennützigkeit in die Zukunft. Der Erfolg stehet zu erwarten, und die Ungerechtigkeit ist gemeiniglich im Spiele. Die Versetzung giebt dem vieljährigen Expectanten ein stillschweigend Recht zum Vorrücken. Die fremde Substitution läßt ihn fernerhin am Teiche Bethesda weilen, und ein anderer steigt vor ihm hinein. Er wird niedergeschlagen, kleinmüthig, und im Dienste läßig, sucht anderwärts sein Glück, oder setzet sich zur Ruhe. Wer wird sich unter solchen Aspecten ernstlichst sehnen, fernerhin ein Staatsdiener zu seyn oder zu heißen?

Und der Posten des Leibarztes wird durch diesen Vertrag sehr mißlich. Er hat bei dem gnädigen Blicke des Fürsten seine mittelmäßige,

aber

aber zufriedene Lage vergessen, seine mäßige Einnahme mit einer stärkern Besoldung, aber mit beschränkter Nebeneinnahme verwechselt, die glückliche Unabhängigkeit und Freiheit aufgeopfert, sich dem ungewohnten Zwange des Hofes unterworfen, und den schlüpferigen Pfad des Glückes betreten. Als Fremdling, wird er gar leicht ein Ball in der Hand des Günstlings oder der Mätresse. Ein einziger Mißblick — und der gute Leibarzt gehet in Gnaden oder Ungnaden wieder zur entwohnten Professur zurück. Eine solche Leibarztschaft ist also eine gefärliche Klippe, woran er über lang oder kurz scheitern kann. Auf den Trümmern des Glücks treibt er wieder mißvergnügt in den Hafen, den er vorher wonnevoll verließ, und ist noch glücklich, wenn er, als ein wahrer Weise, der Macht des Schicksals durch Standhaftigkeit und Gleichmüthigkeit trotzen darf. Wer sich selbst leben kann, und freiwillig Fesseln übernimmt, verkennet aus Eitelkeit oder Eigennutz das einzige Glück des Menschen.

Man mag nun das Zwittergeschöpf, den Leibarzt im Fürstlichen Vorzimmer, und den Professor im Hintergrunde, betrachten, wie man will; so ist er und die Facultät immer dabei gefährdet. Diese hat eine stete Vacanz,

und

und kommt um dreißig Jahre zurück, jener schwebt in der immerwährenden Furcht, in den vorigen Stand zurück geworfen zu werden. Gesetzt, daß eine alte Observanz für deren Beibehaltung spricht; so ist doch das wahre Interesse dem Scheininteresse allemal vorzuziehen. Ein Amt, das seinen ganzen Mann fordert, muß bei der scheinbaren Einziehung verlieren, und der Fürst kann dabei nicht viel gewinnen. Fürstenleben ist doch wohl mehr werth, als einige hundert oder tausend Thaler. Ich beklage den Privatmann, der für die Erhaltung und Herstellung der Gesundheit nichts verwenden kann, und stehe betroffen, wenn der Fürst grade hierinnen den guten Finanzrath machen will. Alles, was der Mensch hat, giebt er für sein Leben. So sprach einst ein alter Weise, und ich denke, sein Ausspruch ist treffend, wahr und gerecht.

21.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

1790.

St. Petersburg. Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris hat die durch den Tod des berühmten Franklin erledigte Stelle eines auswärtigen Mitgliedes dem berühmten Naturforscher, Herrn Collegienrath Pallas, ertheilt.

Erlangen. Die Holländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem hat den Herrn Geheimden Hofrath Delius (den 21 Mai) zu ihrem Mitgliede erwählt.

Göttingen. Die Königl. Medicinische Gesellschaft zu Edinburgh hat die dortigen beiden Professoren der Medicin, Herrn Hofrath Murray und Herrn D. Fischer, unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen.

Anspach. Der Herr Hofrath und Leibarzt Schöpff ist zum Vicepräsidenten des hiesigen Medicinalkollegium ernannt worden.

Göttingen. Die hiesige Königl. Societät der Wissenschaften hat in d. J. den Herrn D. Christ. Friedrich Ludwig, Prof. der Medicin und Naturgeschichte in Leipzig, den Herrn D. Aglietti in Venedig, und den Herrn D. Franz Juliani in Brescia, ingleichen den Rußl. Kaiserl. Kollegienrath, Mitglied und Secretär des Kollegium medicum, Herrn D. Jacob Reineggs, unter ihre Korrespondenten aufgenommen.

Erlangen. Unter die Mitglieder der Kaiserl. Akademie der Naturforscher ist der Herr D. und Prof. der Medicin in Gießen, Schwab, der Herr Conte Comati, Leibarzt in Parma, ingleichen der berühmte Prof. Cirillo in Neapel, aufgenommen worden.

Jena. Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Florenz hat den Hofrath und Prof. der Medicin, D. Gruner, (den 30. Sept.) und die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Lyon (den 18. Dec.) unter die Zahl der Mitglieder aufgenommen.

Leipzig. Hier ist der Herr D. Johann Gottlieb Dähne (den 13. Oct.) außerordentlicher Professor der Arzneikunde geworden.

Wien.

Wien. Die Kaiserl. Königl. Medicinisch-chirurgische Akademie hat (den 23. Nov.) folgende gelehrte und berühmte Männer, Hn D. Vespa, Leibchirurgen und Arzt Ihro Majest. der Kaiserin, Hn D. Cotugni, Prof. der Anatomie zu Neapel und Königl. Leibarzt, Hn D. Troja, Leibchirurg des Königs von Sicilien, Hn D. Moscati, Prof. der Anatomie und Chirurgie zu Mailand, Hn D. Paletta, ersten Chirurg im Spitale zu Mailand, Hn D. Schmidt, außerordentl. Prof. an der hiesigen Akademie, Hn D. Steidele, außerordentl. Prof. der practischen Chirurgie und Geburtshülfe an der hiesigen Universität, und Hn D. Mezler, Fürstl. Hohenzollern-Sigmaringischen Hofrath und Leibarzt, unter ihre wirkliche Mitglieder aufgenommen.

1791.

Rudolstadt. Dem hiesigen Stadt- und Amtsphysicus, Herrn D. Karl Christ. Eckner, ingleichen dem Fürstl. Hofmedicus, Herrn D. Nicolai, hat der würdige Präses der Kaiserl. Akademie der Naturforscher das Receptionsdiplom zugesandt.

Ingol-

Ingolstadt. Der hiesige außerordentl. Prof. der Medicin, Herr D. Heinrich Maria von Leveling, hat den Charakter eines Kuhrpfalzbairischen wirklichen Raths und die ordentliche Professur der Anatomie und Physiologie erhalten.

Berlin. Der Herr D. Friedr. Wilh. Fritze ist seinem Herrn Vater zum Adjunct in allen Aemtern gegeben, und unter dem Titel eines Prof. der Therapie, bei dem Kollegium medico-chirurgicum angestellet worden.

Oldenburg. Die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Neapel hat den Hn Leibarzt Marcard alhier unter ihre auswärtigen Mitglieder aufgenommen.

Erfurt. Hr D. und Prof. Hecker ist zum Korrespondenten von der Göttinger Königl. Societät, und in

Nürnberg, Hr D. Panzer zum Mitgliede der Societé d'Histoire naturelle in Paris ernannt worden.

Dortmund. Der Herr D. Kortum hat den Ruf, als Physicus nach Stollberg unweit Aachen, mit einem Gehalte von 300 Rthlr. erhalten und angenommen.

Wirz-

Wirzburg. Hier ist der Herr D. Siebold besoldeter außerordentlicher Professor der Medicin geworden, mit dem besondern Auftrage, die allgemeine Heilkunde, Diätetik und Geburtshülfe zu lehren.

Marburg. Herr D. Handel, vom Herrn Geheimden Rath Baldinger adoptirt, künftig genannt Handel-Baldinger, und Tochtermann zugleich, hat eine außerordentl. Professur der Medicin alhier erhalten.

Pavia. Herr Gubernialrath Frank ist von der correspondirenden Gesellschaft Schweizerscher Aerzte und Wundärzte, und von der Ackergesellschaft in Brescia zum Mitgliede, Hr D. Joseph Raggi an die Stelle des verstorbenen Prof. von Ramponi, Lehrer der speciellen Pathologie, gerichtl. Arzneiwissenschaft und medicinischen Policei geworden.

Maynz. Herr Hofgerichtsrath Metternich, Hr Hofr. Sömmering und Hr Apoth. Schlippe sind, als ordentliche Mitglieder der hiesigen physisch-medicinisch-ökonomischen Gesellschaft, ernannt worden.

Eger. Ihro Durchl. zu Pfalz-Baiern haben geruhet, den hiesigen ersten Stadphysicus,

Herrn D. Christoph Sädtler, in des Heil. Römischen Reichs Ritterstand von Sädtler zu erheben, mit den gewöhnlichen Gerechtsamen, zur Belohnung seiner erwiesenen Verdienste.

Leipzig. Die Naturforschende Gesellschaft zu Zürich hat den Herrn D. Hedwig zum auswärtigen Mitgliede erwählt.

Berlin. Der bisherige Feldmedicus, Herr D. Ludwig Formey, ist vom Könige zum Ober-Feld-Staabsmedicus der Armee ernannt worden.

Halle. Hier hat Herr D. Jacob, ein Bruder des dortigen Lehrers der Philosophie, den Titel eines außerordentl. Prof. der Medicin erhalten — und dem Verlaut nach, wieder ablegen müssen.

Idstein. Der bisher privatisirende Herr Geheime Kammerrath, D. Friedr. Aug. Carstheuser, hat von dem jetzt regierenden Herrn Landgrafen von Hessen-Darmstadt den Charakter eines Geheimen Rathes erhalten.

Erlan-

Erlangen. Die Rußisch-Kaiserl. Akademie in Petersburg (den 3. März), ingleichen die Königl. Mediciniſche Societät zu Paris und das Kollegium der Aerzte zu Nancy, haben den Herrn Geheimden Hofrath **Delius**, Präſes der Römiſch-Kaiſerl. Akademie der Naturforſcher, unter die auswärtigen Mitglieder aufgenommen.

Tutthingen im Würtenbergiſchen. Die neugeſtiftete Zürcher correſpondirende Geſellſchaft der Aerzte und Wundärzte hat den hieſigen Practiker, Hn D. **Petif**, zum Ehrenmitgliede angenommen.

Jena. Des Herrn Herzogs von Sachſen-Coburg Durchl. haben gnädigſt geruhet, dem Hofrath **Gruner** den Charakter eines Geheimden Hofraths und Leibarztes zu ertheilen.

Ludwigsburg. Hieher iſt der bisher zu Veyhingen geſtandene Hr D. **Bilhuber**, als Oberamtsphyſicus, gekommen.

Leipzig. Hr. D. **Chriſtian Martin Koch** hat eine außerordentliche Profeſſur der Medicin erhalten.

München. Der hieſige Medicinalrath und Leibarzt, Herr D. **Anton Johann Leuth-**

ner, ist samt allen seinen ehelichen Leibeserben vom Kuhrfürsten, von Vicariats wegen, in den Reichsadel- und Ritterstand, mit dem Prädicat Edler von Leuthner, des Heil. Römischen Reichs Ritter auf Maria Brunn, erhoben worden.

Pavia. Herr Manzonus hat seinem verstorbenen Freunde, dem Herrn D. Borsieri, in der Halle der Universität ein Denkmal errichten lassen. Es ist eine Platte von schwarzem Marmor ohne Verzierungen, und auf derselben die Buste aus Alabaster.

Schwerin. Unser Herzog hat den vormaligen Professor der Arzneikunde zu Bützow, Herrn D. Peter Benedict Christian Graumann, als wirklichen Leibarzt, hieher berufen.

Halle. Hier hat der Herr Prof. Kemme, vermöge eines Königl. Rescripts, die Aufsicht über die Klinischen und Entbindungsinstitute, und Herr Prof. Förster über die akademischen, botanischen und ökonomischen Gärten erhalten. Dies war sonst ein Theil des Kanzleramtes.

Upsala. Die Königl. Akademie der Wissenschaften hat (den 9 Febr.) die Herren Joh. Ju-

Julin, Apotheker in Uleaborg, und Sam. Fahlberg, Gouvernementsarzt auf der Insel Barthelemi, unter ihre Mitglieder aufgenommen.

Wittenberg. Herr Doct. und Prof. Joh. Gottfried Leonhardi ist, als Kuhrfürstl. Sächs. Hofrath und Leibarzt, nach Dresden abgegangen mit Beibehaltung der Professur.

Militsch. Der Hr Doct. und Kreisphysicus Kausch ist von der Kuhrmainzischen Akademie der Wissenschaften in Erfurt zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Göttingen. Hr D. und Prof. Stromeyer hat von dem Könige den Character, als Leibarzt, erhalten. Die Herren Hofräthe Blumenbach und Gmelin sind in die Facultät eingerückt, mit der Nutzung des dritten Theils der Facultätsporteln.

Wien. Der Herr Baron von Quarin hat seine Präsidentenstelle am allgemeinen grossen Krankenhause niedergelegt, und der jüngere Hr Baron von Stoerk ist sein Nachfolger mit 4000 Fl. Besoldung geworden, doch unter der Bedingung, außer dem Spital keine Praxis zu treiben. Herr D. Hunzowsky hat seine Professur niedergelegt, und ist erster Leibchirurg des Kaisers geworden.

22.

Todesfälle.

1790.

Julius.

Den 10. in Upsala, der berühmte Botaniste, Herr D. Peter Jonas Bergmann, Prof. der Naturgeschichte und Pharmacie.

November.

Den 22. in Ludwigsburg, Herr D. Seubert, erster Stadt- und Amtsphysicus, zuvor Professor in Tübingen.

December.

Den 27. in Stockholm, der Königl. Hofmedicus und Botanist, Herr D. Karl Friedr. Hoffberg, im 62. Jahre.

1791.

Jenner.

Den 13. in Hof, der Stadtphysicus, Herr D. Christian Friedrich Jördens.

Den 28. in Oldenburg, Herr D. Georg Christian von Oeder, Königl. Dänischer Stiftsamtmann und Herzogl. Hollstein-Oldenburgischer Landvoigt, Verf. der Flora Danica, im 63 Jahre.

Den 31. in Aschersleben, Hr D. Carl Anton Wilhelm Forster, Stadtphysicus, im 28. Jahre, an einem epidemischen Nervenfieber.

Februar.

Den 2. in Danzig, Herr D. Johann Eilhard Reinick, alt 79 Jahr 4 Monathe und 6 Tage, an einer Entkräftung. Er hatte in Wittenberg und Strasburg studiret, und ging immer mit seinem Zeitalter fort, war Brendel's, Klein's und Möhrings Freund, ein glücklicher und geliebter Arzt, und seit 1743. Mitglied der hiesigen Naturforschenden Gesellschaft.

Den 18. in Nienburg, Herr D. Polycarp Leporin, ehemaliger Feldarzt und Verf. einer Preißschrift über Wittwenkassen, im 73. Jahre.

Den 28. in Freyburg im Brisgau, der Protomedicus, Director und Sanitätsrath, von Roteck, an einem Faulfieber.

Merz.

Den 16. in Kopenhagen, der Königl. Leibarzt, Hr D. Johann Just Berger, im 68 Jahre, als Märtyrer der durch Herrn Prof. Kölpin nachgemachten Operation der Durchbohrung des zitzenförmigen Processes, um die vorhandene Taubheit zu heben.

April.

April.

Den 9. in Bruchsal, Hr D. Birnstiel, Hofrath, Stadt- und Landphysicus, an einem Fleckfieber.

Den 29. in Bützow, Hr D. August Schaarschmidt, Hofrath und Prof. der Anatomie und Entbindungskunst auf der ehemaligen dortigen Akademie, im 72 Jahre.

Mai.

Den 12. in Pest, Hr D. Wenzel Trnka von Krzowitz, ordentl. Prof. der Anatomie, und Verfasser verschiedener praktischer Kompilationen, im 52 Jahre.

Den 22. in Göttingen, Hr D. Johann Andreas Murray, Ritter des Königl. Schwedischen Wasa-Ordens, Hofrath und Prof. der Kräuterkunde, im 52 Jahre, an der Lungensucht.

Junius.

Den 14. zu Calw im Würtenbergischen, Herr D. Joseph Gärtner, Verf. der Streitschrift: De fructibus et seminibus plantarum, an einem Brandfieber im 59 Jahre.

In Schöningen, Herr Doct. Johann Christian Conrad Dehne, Stadtphysicus und Verf. verschiedener chemischer Schriften.

Von Erschaffung der Welt 5741.

Vom

Anfange der christlichen Zeitrechnung

1792.

Medicinalrechnung.

Kaffeetrank aus Noth erfunden vom Derwisch Scheich Omar 1258
Erstes Kaffeehaus in Konstantinopel von Syrern angelegt 1555.
Englisches Schwitzfieber in Augsburg 1529
Medicinische Legate in Wittenberg
von Henning Göden 1529
Matth. Beßkau 1535
D. Johann Neeffen 1570
Brandtwein in Schweden, als Pestarznei gebraucht 1579
— — — 1588
Taback in Constantinopel bekannt seit 1605
Künstl. Weinbereitung aus Span. und Portug. Beeren in London seit 1635
Mineralwasser zu Conturssi erwähnt von Antonini 1745
Beschrieben von Maeri 1788.
Hundswuth in Westindien und Südamerica seit 1783
Carlsbad untersucht von Klaproth 1790

Januarius hat 31. Tage.

1	Sonntag	Neuj. Luc. 2. G. v. Laguſi	☾
2	Montag	Ant. von Stverk	Erſtes Vrt.
3	Dienſtag	Franz Rolimann	den 1. Jan.
4	Mittw.	Johann Ingenhouß	um 5 Uhr
5	Donnſt.	Johann von Humburg	26 Minut.
6	Freytag	Joſeph von Quarin	Vorm. kal-
7	Sonnab.	J. Ge. v. Zimmermann	ter Wind
8	Sonntag	1. Ep. L. 2. J. E. Wichmann	m. Schnee.
9	Montag	J. L. W. Mohſen	○
10	Dienſtag	C. G. Selle	Vollm den
11	Mittw.	J. Chriſt. A. Meyer	9 Jan. um
12	Donnſt.	H. M. Marcard	10 U. 8. M.
13	Freytag	J. N. Leuthner	Vorm. Ge-
14	Sonnab.	— von Wollter	lind Wett.
15	Sonntag	2. Epiph. Joh. 2 — Bader	☽
16	Montag	Chr. L. Hoffmann	Letztes Vrt.
17	Dienſtag	J. W. Fr. von Jahn	d. 17. Jan.
18	Mittw.	Joh. Ernſt Pohl	um 3 U. 13.
19	Donnſt.	Joh. Gottfr. Leonhardi	M. Vorm.
20	Freytag	U. W. Fr. Brückmann	kalt. Wind
21	Sonnab.	J. Ch. Sommer	und Froſt.
22	Sonntag	3. Ep. Matth. 8. A. F. Hop	●
23	Montag	J. Ch. Starke (fengarten	Neum. den
24	Dienſtag	Joh. Caſp. Sulzer	23 Januar
25	Mittw.	Joh. Fridr. Grimm	um 6 U. 26.
26	Donnſt.	Fridr. Büchner	M. Nachm.
27	Freytag	— Hornſchuh	Wind und
28	Sonnab.	Herm. Gottl. Hornſchuh	Schneegeſt.
29	Sonntag	4. Ep. Matth. 8. J. Z. Ja-	☾
30	Montag	J. C. Bechmann (wandt	Erſtes Vrt.
31	Dienſtag	J. Fr. Papp. Büchner	d. 31. Jan.
			um 12 U. 6.
			M. Vorm.
			Gel. Witt.

1. Ge. von Laguſi
2. Ant. Bar. von Stoerk
3. Franz Rollmann
4. Johann Ingenhouß
5. Johann von Humburg
6. Joſeph Bar. von Quarin

} Kaiſerl. Leibärzte in Wien

7. Joh. Ge. v. Zimmermann
8. Joh. Ernſt Wichmann

} Königl. Großbritt. Leibä. in Hannover

9. J. L. W. Möhſen
10. C. G. Selle
11. Joh. C. A. Meyer

} Königl. Preußl. Leibärzte in Berlin

12. H. M. Marcard, Etatsr. u. L. A. d. B. v. Lübeck
13. Joh. Nep. Leuthner
14. — von Woltter
15. — Bader

} Kuhrbair. Leibärzte

16. C. L. Hoffmann, Kuhrm. GR. Leiba. u. Med. Dir.
17. J. W. Fr. von Jahn
18. Joh. Ernſt Pohl
19. J. G. Leonhardi

} Kuhrſ. Leibärzt. in Dresden

20. U. W. Fr. Bruckmann
21. Joh. Chriſt. Sommer

} Herzogl. Braunſchweig. Leibä.

22. Aug. Fr. Hopfengarten, Herz. Würtemb. Leiba.
23. J. C. Starke, HR. u. Herz. S. Weimar. Leiba.
24. J. Caſp. Sulzer
25. J. Fr. Grimm
26. Friedr. Büchner

} HR. u. Herz. S. Goth. Leiba.

27. — — Hornſchuh
28. H. G. Hornſchuh

} Herzogl. S. Coburg. Leibä.

29. J. Z. Jawandt, HR. Herz. S. Meyning. Leiba.
30. Joh. Conr. Bechmann
31. J. Fr. Papp, Büchner

} Herzogl. S. Hildb. Leibä.

Februar hat 29. Tage.

1	Mittw.	Ge. Chr. Radefeld	⊕
2	Donnst.	Mar. Rein. J. G. Groschke	Vollm. den
3	Freytag	J. Fr. v. Herrenschwand	8. Febr. um
4	Sonnab.	C. W. Schmiedel	4 U. 9. M.
5	Sonntag	Sept. Matth. 20. J. J.	Vorm. Un-
6	Montag	Aug. Chr. Reuß (Schöpff	beständig
7	Dienstag	B. G. Conradi	Wetter mit
8	Mittw.	J. U. Schäffer	Schnee.
9	Donnst.	Fr. X. Metzler	☽
10	Freytag	— — Breyer	Letzt. Vrt.
11	Sonnab.	J. Chr. G. Schäffer	d. 15. Febr.
12	Sonntag	Sexag. Luc. 8. Marc. Herz	um 12 Uhr
13	Montag	Joh. Wernischeck	48 Minut.
14	Dienstag	Joh. Trampel	Nachm. kal-
15	Mittw.	J. Chr. Fr. Scherf	ter Wind m.
16	Donnst.	J. G. S. Hertel	unst. Son-
17	Freytag	J. Chr. Tr. Schlegel	nenschein.
18	Sonnab.	— — Zobel	☺
19	Sonntag	Estom. Luc. 18. — Euroth	Neum. den
20	Montag	Fr. G. Meyer	22. Febr.
21	Dienstag	Fastnacht J. Taube	um 6. U. 8.
22	Mittw.	— Frese	M. Vorm.
23	Donnst.	J. G. Heise	Unb. Wett.
24	Freytag	C. Fr. Hauswald	m. Schnee.
25	Sonnab.	H. S. Buchholz	☾
26	Sonntag	Invoc. Matth. 4. W. Fr.	Erstes Vrt.
27	Montag	F. C. Sulzer (Hufeland	d. 29. Febr.
28	Dienstag	F. G. Georgi	um 8. U. 13.
29	Mittw.	Quatemb. J. G. Cammerer	M. Nachm.
			Gel. Wett-

1. Ge. Chr. Radefeld, Herzogl. S. Hildburgh. Leiba.
2. J. Gottl. Groschke, Herz. Kurl. Leiba. in Mietau
3. J. F. von Herrenschwand, ehemal. H. S. Goth. Leiba. u. A. in Bern
4. C. C. Schmiedel, GR. } Marggräfl. Ansp. Leibä.
5. J. Jac. Schöpff, HR. }
6. Aug. C. Reuß, Fürstbisch. GR. u. Leiba. in Speyer
7. B. G. Conradi, F Schwarzb. R. u. LA. in Rudolstadt
8. J. Ulr. Schäffer, Fürstl. Wallerstein. HR. u. Leiba.
9. F. X. Metzler, F. Hohenzoll. Sigm. HR. u. Leiba.
10. — — Breyer } Fürstl. Thurn. und
11. Jac. Chr. Gottl. Schäffer } Tax. HR. Leibä.
12. Marc. Herz, Fürstl. Waldeck. HR. u. Leiba.
13. Joh. Wernischek, LA. des Card. in Wien
14. Joh. Trampel, } Gräfl. Lipp. HR. u. Leibä.
15. J. C. F. Scherf, }
16. J. Gottfr. S. Hertel, Gräfl. Reußl. LA. in Köstritz
17. J. C. Traug. Schlegel, Gräfl. Wallerst. R. LA.
18. — — Zobel, Gräfl. Löwenstein. Rath u. Leib.
19. — Euroth, Gräfl. Wurzbach. R. u. LA.
20. Fridr. G. Meier } Königl. Großbritt. Hofmed. in Hannover
21. Joh. Taube } — — Zelle
22. — — Frese, K. Preußl. GR. u. Hofm. in Berlin
23. J. G. Heise, Amtsph. } Kuhrfürstl. S. Hofmed.
24. Karl Fr. Haußwald } in Dresden
25. H. Seb. Buchholz } Herzogl. S. Weim. Hofmed.
26. W. Fr. Hufeland } in Weimar
27. Fr. C. Sulzer, Herz. S. Goth. Hofmed. in Gotha
28. F. G. Georgi, Hofpflegmd. M. L } Herz. Würtemb. Hofm. in Stuttgard
29. Joh. Gottf. Cammerer M. Lic }

Martius hat 31. Tage.

1	Donnst.	G. Fr. Engel	☽
2	Freytag	J. J. Keuß	Vollm. den
3	Sonnab.	Theod. Plieninger	8. März um
4	Sonntag	Reminis. Matth. 15. K. Ph.	7 U. 42. M.
5	Montag	S. C. G. Seeger	Vorm Un-
6	Dienstag	Christ. Ferd. Kaiser (Dietz	beständig
7	Mittw.	Christ. Groß	Wetter mit
8	Donnst.	Fr. W. Mahler	Sonnensch.
9	Freytag	Fr. C. G. Scheidemantel	☽
10	Sonnab.	J. W. Redlich	Letztes Vrt.
11	Sonntag	Oculi Luc. 11. — Lehmann	d. 15. März
12	Montag	Thadd. v. Bayer	um 7 U. 40.
13	Dienstag	Barth. de Battisti	M. Nachm.
14	Mittw.	Fridr. Cas. Medicus	Böses un-
15	Donnst.	— — Reinegg's	steres Wett.
16	Freytag	W. X. Jansen	☉
17	Sonnab.	Phil. Jac. Leiblin.	Neum. den
18	Sonntag	Lätare Joh. 6. P. J. Ferro	22. März
19	Montag	Frühl. Anf. Fr. Rebsaamen	um 6. Uhr
20	Dienstag	L. Auenbrugger von Auen-	46 Minut.
21	Mittw.	J. von Guldemer (brugg	Nachmittag
22	Donnst.	J. A. Scherer	Sonennsch.
23	Freytag	M. von Sallaba	u. gel. Luft.
24	Sonnab.	Joh. Ge. Hofslinger.	☾
25	Sonntag	Steph. Wezpremi	Erstes Vrt.
26	Montag	Judica Joh. 8. M. Lange	d. 30. März
27	Dienstag	Dav. Becher	um 4 U. 16.
28	Mittw.	Joh. Melitsch	M. Nachm.
29	Donnst.	Adalb. Vinc. Zarda	Wind und
30	Freytag	J. Chr. Fiedler	Regen.
31	Sonnab.	J. W. Neumann	

1. Gottl. Fr. Engel, M. Lic. } Herzogl. Würtemb.
2. Joh. Joseph Kneuß } Hofmed. in Stuttgard
3. Theod Plieninger
4. K. P. Dietz, Prof Stadtph. } — — Tübingen
5. S. C. G. Seeger, Stadtph } — — Vietigheim
6. C. Ferd. Kaiser Stadtph. } — — Calw
7. Christ. Groß, Phys. } — — Hornburg
8. F. W. Mahler, Marggräfl. Baden. Hofmed. in Carlsruhe.
9. F. G. G. Scheidemantel, Fürstl. Bischöfl. Fuld. Hofmed. A. in Ostheim
10. J. W. Redlich, Gräfl. Schönb. Hofm. u. Phys. in Rochlitz
11. — — Lehmann, Gräfl. Solm. Hofm. in Bayreuth
12. Thadd. v. Baier, } Protomed. in Prag
13. Barth. de Battisti, } — — Mayland
14. F. Cas. Medicus, Kuhrbair. Reg. R. in Mannh.
15. — — Reineggs, Rußl. Kais. Colleg. R. in Petersb.
16. W. X. Jansen, Medicinalr. in Düsseldorf
17. P. J. Leiblin, Marggr. Anspach. Leibch. u. Ass. d. C. M. in Anspach
18. Pasc. Jos. Ferro }
19. Franz Rebsaamen }
20. L. Auenbrugger von Auenbrugg. } A. in Wien
21. Joh. von Guldemer }
22. Joh. Andr. Scherer }
23. M. von Sallaba }
24. J. Ge. Hoffinger, erster Berga. zu Schemnitz } in Un-
25. Steph. Wezpremi, A zu Delreczin } garn
26. Mart. Lange, A. zu Cronstadt in Siebenbürg.
27. Dav. Becher, A. im Carlsbade
28. Joh. Melitsch }
29. Adalb. Vinc. Zarda } A. in Prag
30. Jac. Christ. Fiedler }
31. J. W. Neumann. }

April hat 30. Tage.

1	Sonntag	Palm. Matth. 21. M. M.	☾
2	Montag	Fr. Ambr. Reuß (Sikora	Vollm. den
3	Dienstag	Fr. Knießler	7 April um
4	Mittw.	A. W. Greß	8 U. 10 M.
5	Donnst.	Gründonn, — — Wagner	Vorm. Un-
6	Freytag	Charfreyt. J. N. Pezold	freund. W.
7	Sonnab.	E. Hahnemann	☽
8	Sonntag	Ostert. M. 16. K. L. Schmalz	Letztes Vrt.
9	Montag	Ostermont. K. W. Porner	d. 14 April
10	Dienstag	J. E. Keck	um 1 U. 34.
11	Mittw.	H. E. Justi	M. Vormit.
12	Donnst.	J. Ge. Luther	Wind und
13	Freytag	Joh. Gottl. Biedermann	unbeständ.
14	Sonnab.	Fr. Gottl. Hübner	Sonnensch.
15	Sonntag	Quasimod. Joh. 20. D. H.	○
16	Montag	E. G. Füssel (Schindler	Neum. den
17	Dienstag	W. Wernicke	21 Apr. um
18	Mittw.	C. K. Fr. Günz	8 U. 34 M.
19	Donnst.	J. G. Grundmann	Vorm. Ge-
20	Freytag	Aug. Garn	lindes und
21	Sonnab.	— — Flemming	fruchtbares
			Wetter.
22	Sonntag	Mis Dom. Joh. 10. — Lie-	☾
23	Montag	F. C. Bergmann (berkühn	Erstes Vrt.
24	Dienstag	Chr. Fr. Baumeister	den 29 Apr.
25	Mittw.	J. A. Heinsius	um 10. U.
26	Donnst.	J. Siegfr. Käler	45 Minut.
27	Freytag	J. Gottl. Horstig	Vorm. Ver-
28	Sonnab.	J. Fr. Ch. Israel	mischter
29	Sonntag	Jub. Joh. 16. T. F. Lohde	Sonnensch.
30	Montag	J. E. Behnecke	u. Regen.

April Ostermond.

1. Matth. Mich. Sikora A. in Prag
2. Fridr. Ambr. Reuß, A. in Bilin
3. Fr. Knießler, Stiftsa. zu Baumen
4. Aug. Wilh. Greß
5. — — Wagner
6. Joh Nath. Pezold
7. Sam. Hahnemann

} A. in Dresden

8. Karl Ludw. Schmalz, A. in Pirna
9. Karl Wilh. Pörner, Bergr. in Meißen
10. Joh. Erdmann Keck, A. in Koswig
11. Heinr. Ernst Justi, A. in Annaberg
12. J. Ge. Luther, Berg- und Hüttenphys. } in Freyberg
13. Joh. Gottlieb Biedermann A. }
14. Fr. Gottl. Hübner, Phys. d. Bergamt. Anneberg
15. Dav. Heinr. Schindler, Phys. in Schneeberg
16. Ernst G. Füssel, Phys. d. Bergamt. Marienburg
17. Wilh. Wernicke, Phys. im Neustädt. Kreiße
18. Christ. Karl Friedr. Günz, A. in Waldheim
19. Joh. Gottl. Grundmann, A. in Hohenstein
20. Aug. Garn, Phys. in Dahme
21. — — Flemming, A. in Jüterbock
22. — Lieberkühn, Phys. zu Barby
23. Fridr. Conrad Bergmann, Landph. in Bauzen
24. Christ. Friedr. Baumeister, Landph. in Görlitz
25. J. A. Heinsius, Phys. in Sorau
26. Joh. Siegfried Käler, Phys. in Sommerfeld
27. Joh. Gottlieb Horstig, Kraisph. in Guben
28. Joh. Friedr. Ch. Israel — — Spremberg
29. Theod. Friedr. Lohde — — Lübben
30. Joh. Ernst Behnecke — — Calau

Mai hat 31. Tage

1	Dienstag	Chr. Fr. Erdm. Boden	☽
2	Mittw.	J. G. Israel	Vollm. den
3	Donnst.	H. G. Meyer	6 Mai um
4	Freytag	Fr. Gottl. Schröer	5 U. 50 M.
5	Sonnab.	K. Siegfr. Jenichen	Nachmitt.
6	Sonntag	Cant. Joh. 16 J. H. Fieliz	Windig u.
7	Montag	Christ. Fried. Kadelbach	unbeständig
8	Dienstag	Christ. Ernst Kayp	Wetter.
9	Mittw.	Christ. Friedr. Börner	☽
10	Donnst.	Christ. Fr. Michaelis	Letzt. Vrt.
11	Freytag	A. M. Birkholz.	d 13 Mai
12	Sonnab.	Ge. Benj. Schmiedlein	um 8 Uhr
13	Sonntag	Rog. Joh. 16. J. L. Fischer	10 Minut.
14	Montag	Fr. Aug. Weiz	V. Windig
15	Dienstag	J. Ch. Rauert	u. trübe, am
16	Mittw.	K. M. Weber	Ende Son-
17	Donnst.	Himmelf. C. A. M. Sieffert	schein.
18	Freytag	P. J. F. Helmershausen	☉
19	Sonnab.	K. Fr. W. Pfündel	Neum. den
20	Sonntag	Exaudi. Joh. 15. 16. J. G.	20. Mai
21	Montag	F. C. Stöller (Bernstein	um 10 Uhr
22	Dienstag	C. Fridr. Keller	50 Minut.
23	Mittw.	Joh. Chr. Wiegleb	Nachmitt.
24	Donnst.	Joh. Aug. Biber	Warmer
25	Freytag	A. H. Fr. Buddeus	Sonnensch.
26	Sonnab.	— — Kühn	☾
27	Sonntag	Pfingstt. Joh. 14. J. H. Heu-	Erstes Vrt.
28	Montag	Pfingstm. F. Jahn (singer	den 29 Mai
29	Dienstag	F. C. Panzerbieter	um 2 Uhr
30	Mittw.	Quatemb. J. Fr. Glaser	22 Minut.
31	Donnst.	J. S. Sommer	Vormitt.
			Warmes u.
			fruchtbares
			Wetter.

Mai. Blüthemond.

1 Christ. Fridr. Erdm. Boden, Stadtph. in Lübben
2. Joh. Gottl. Israel, Kreisph.
3. Heinr. Gottl. Meyer, Stadtph.
4. Friedr. Gottl Schröer, A. } in Luckau
5 Karl Siegfried Jenichen, A.
6. Joh. Heinr. Fielitz, Stadtchir.
7. Christ. Friedr. Kadelbach
8. Christ. Ernst Kapp
9 Christ. Friedr. Börner
10. Christ. Friedr. Michaelis } A. in Leipzig
11. A. M Birkholz
12. Ge. Benj. Schmiedlein
13. J Leonh. Fischer, Prosect.
14 Friedr. Aug. Weiz, A. in Naumburg
15. Joh. Christian Rauert, A. in Jena,
16. K. M. Weber, Phys. in Apolda
17. Ambr. Mich. Sieffert, A. in Tennstädt
18 Ph. J. F. Helmershausen, R. u. Garnis. in Weimar
19. K. Fr. Wilh. Pfündel, Phys. } in Ilmenau
20. J. Gottl. Bernstein, Bergchir.
21. Fr. Christ. Stöller, Stadtph.
22. C. Fridr. Keller, Amtsph. } in Langensalza
23. Joh. Christ. Wiegleb, Apoth.
24. Joh. Aug. Biber, Stadtph. } in Gotha
25 Aug. H. Franz Buddeus A.
26. — — Kühn } in Eisenach
27. Joh. Heinr Heusinger, Bergr.
28 Fridr. Jahn } A. in Meiningen
29. Fridr. Christ. Panzerbieter
30. Joh. Fridr. Glaser } A. in Coburg
31. Joh. Sam. Sommer

Junius hat 30. Tage.

1	Freytag	J. Fr. Schütz	
2	Sonnab.	Chr. Wilh. Fischer	
3	Sonntag	Trin. Joh. 3. F. Hieronymi	Vollm. den
4	Montag	K. Chr. Eckner	5 Jun um
5	Dienstag	K. L. Mecklenburg	1 U. 31 M.
6	Mittw.	Chr. H. Schreyer	Nachmitt.
7	Donnst.	Joh. Weise	Fein. Son-
8	Freytag	Joh. Heinr. Jördens	nenschein.
9	Sonnab.	J. A. Gesner	Letzt. Vrt.
10	Sonntag	1. Trin. Luc. 16. J. P. Ritter	d. 11. Jun.
11	Montag	— — Marc.	um 4 U. 32.
12	Dienstag	Seb. Goldwiz	M. Nachm.
13	Mittw.	K. A. Zwierlein	Vermischt.
14	Donnst.	Ge. Fr. W. Panzer	Sonnensch.
15	Freytag	Ph. L. Wittwer	u. Strichr.
16	Sonnab.	J. Chr. Weiß	
17	Sonntag	2. Trin. Luc. 14. Joh. Schäf-	Neum. den
18	Montag	Mor. Gerh. Thilenius (fer	19 Jun. um
19	Dienstag	G St. Hoffmann	1 U. 43 M.
20	Mittw.	Somm. Anf. P. C. Werner	Nachmitt.
21	Donnst.	A. Chr. Waiz	Gewitter
22	Freytag	Ge. Fr. Hinderer	mit Wind
23	Sonnab.	Th. W. Schröder	u. Regen.
24	Sonntag	3. Tr. Luc. 15. Joh. Täuf. G.	Erstes Vrt.
25	Montag	— Jasson. (W. C. Müller	den 27 Jun.
26	Dienstag	J. W. Baumer	um 3 Uhr
27	Mittw.	Joh. Ludw. Herrmann	13 Minut.
28	Donnst.	Joh. Mich. Bernhold	Nachmitt.
29	Freytag	Peter Paul. J. G. Pühn	Warmer
30	Sonnab.	W. Gesenius	Sonnensch.
			u. fruchtb.
			Regen.

1. Joh. Fr. Schütz, R. u. Phys. in Sonnenburg
2. Chr. Wilh. Fischer, } A. in Hildburghausen
3. Fr. Hieronymi. }
4. Karl Chr. Eckner, A. in Rudolstadt
5. Karl Ludw. Mecklenburg R. } A. in Altenburg
6. Chr. Heinr. Schreyer }
7. Joh. Weise, A. in Lucca
8. Joh. Heinr. Jordens, A. in Hof
9. J. A. Gesner, HR. u. Phys. in Rotenburg a. d. Tauber
10. Joh. Phil. Ritter, } A. in Bamberg
11. — — Marc, HR. }
12. Seb. Goldwitz, Stadt- u. Kurph. zu Kissingen
13. K. A. Zwierlein, HR. u Brunnena. in Brückenau
14. Ge. Fridr. Wilh. Panzer } A. in Nürnberg
15. Ph. L. Wittwer
16. Joh. Christ. Weiß
17. Joh. Schäffer }
18. Mor. Gerh. Thilenius, HR. u. Phys. zu Lauterbach
19. G. Hoffmann, A. d. Fränk. Ritsch. in Reintingsdorf
20. Phil. L. Werner } A. in Kassel
21. Aug. Chr. Waitz }
22. G. F. Hinderer, Phys. in Butzbach
23. Theod. Wilh. Schröder, Brunnena. in Hofgeismar
24. G. W. C. Müller } A. in Hanau
25 — — Jassoy }
26. Joh. Wilh. Baumer, Amtsph. in Nidda
27. Joh. Ludw. Hermann, Phys. zu Homberg
28. Joh. Mich. Bernhold, HR. u. Phys. in Uffenheim
29. Joh. Ge. Pühn, A. in Culmbach
30. Wilh. Gesenius, A. in Nordhausen

Julius hat 31. Tage.

1	Sonntag	4. Trin. Luc. 6. G. W. Müller	
2	Montag	Mar. Heimf. P. B. Pett-	
3	Dienstag	W. F. Diez (mann	
4	Mittw.	Joh. Adolph Behrends	
5	Donnst.	A. U. Fr. K. Wagner	
6	Freytag	J. Chr. Ehrmann	
7	Sonnab.	J. Val. Müller	
8	Sonntag	5. Trin. Luc. 5. Ge. J. Glad-	
9	Montag	J. H. Gaudelius (bach	
10	Dienstag	Ge. Phil. Koch	
11	Mittw.	J. Ch. Altenfelder	
12	Donnst.	Ge. Phil. Lehr	
13	Freytag	Joh. Mich. Hofmann	
14	Sonnab.	Ge. Fridr. Hofmann	
15	Sonntag	6 Trin. Matth. 5. Matth.	
16	Montag	H. Tabor (W. de Neufville	
17	Dienstag	J. B. Clauſius	
18	Mittw.	Fenj. Zeitmann	
19	Donnst.	— M. Scherbius	
20	Freytag	Franz Höpffner	
21	Sonnab.	Ant. Köhler	
22	Sonntag	7. Tr. Marc. 8. Hundst. Anf.	
23	Montag	J. A. Amburger (A. Weikard	
24	Dienstag	J. Pfeffinger	
25	Mittw.	Ge. Ludw. Würz	
26	Donnst.	Chriſt. Kramp	
27	Freytag	H. Fr. Paulitzki	
28	Sonnab.	C. L. Schweickhard	
29	Sonntag	8. Tr. Matth. 7. J. C. Kauf-	
30	Montag	Albr. Höpfner (mann	
31	Dienstag	A. Wegelin	

Vollm. den 4. Jul. um 8 U. 22 M. Vormitt. Wind und Sonnenſ.

Letztes Vrt. d. 11. Jul. um 2 U. 49 M. Vorm. Unbeſt. mit Gew. und Regen.

Neum. den 19 Jul. um 4 U 40 M. Vormitt. Verm Sonnenſchein u. Regen.

Erſtes Vrt. d. 27. Jul. um 12 Uhr 38 Minut. Vormitt. Warmer Sonnenſchein.

1. Gottfried Wilhelm Müller
2. Ph. B. Pettmann, Protoph.
3. W. F. Diez, ord. Phys. u. Hebm.
4. J. Adolph Behrends, Phys.
5. Ant. Ulr. Fr. Karl Wagner
6. Joh. Christ. Ehrmann
7. Joh. Val. Müller
8. Ge. Jac. Gladbach
9. Joh. Heinr. Gaudelius } A. in Frankfurt am Mayn
10. Ge. Phil. Koch
11. J. C. Altenfelder, außero. Phys.
12. Ge. Phil. Lehr
13. Joh. Mich. Hofmann
14. Ge. Fridr. Hofmann
15. Matth. Wilh. de Neufville
16. Heinr. Tabor
17. J. Bernh. Clauſius
18. Benjamin Zeitmann
19. — M. Scherbius
20. Franz Höpffner, A. in Aſchaffenburg
21. Ant. Köhler, Oberamtsph. in Amöneburg
22. M. A. Weikard, Coll. R. } in Maynz
23. J. A. A. Amburger, Apoth. }
24. Johann Pfeffinger }
25. Ge. Ludw. Würz } A. in Strasburg
26. Christ. Kramp }
27. H. F. Paulitzki, F. Salm-Kienb. R.
28. C. L. Schweickhard, Phys. in Carlsruhe
29. Joh. Ernſt Kaufmann, HR. u. A. in Durlach
30. Albr. Höpfner, A. in Zürich
31. A. Wegelin, A. in S. Gallen

August hat 31. Tage.

1	Mittw.	Dan. Langhans
2	Donnst.	Joh. Christ. Scherb
3	Freytag	Joh. Melch. Aepli
4	Sonnab.	Alex. Aepli
5	Sonntag	9. Tr. Luc. 16. C. F. Camerer
6	Montag	J. A. Weber
7	Dienstag	Eberh. Gmelin
8	Mittw.	Fr. A. Weber
9	Donnst.	M. P. Ruhland
10	Freytag	J. G. Essich
11	Sonnab.	Fr. Benj Osiander
12	Sonntag	10. Tr. Luc. 19. J. Ehrhard
13	Montag	Joh. Christ. Mellin
14	Dienstag	Joh. Zorn
15	Mittw.	Joh. Jac. Kohlhaas
16	Donnst.	Joh. Phil. Vogler
17	Freytag	Ge. Wilh. Scipio
18	Sonnab.	Christoph Girtanner
19	Sonntag	11. Tr. Luc. 18. — — Alt-
20	Montag	J. L. Hansen (hof
21	Dienstag	Albr. Thaer
22	Mittw.	Hundst Ende L. F. B. Lentin
23	Donnst.	Joh. Jac. Bücking
24	Freytag	Joh. Christ. Dehne
25	Sonnab.	Joh. Ludw. Alb. Focke
26	Sonntag	12. Tr. Marc. 7. K. W. Nose
27	Montag	Bernh. Christ. Faust.
28	Dienstag	Joh. Friedr. Michaelis
29	Mittw.	Joh. Bernh. Keup
30	Donnst.	Pet. Saalmann
31	Freytag	D. W. Sachtleben.

Vollm. den 2 Aug. um 3 U 22 M. Nachmitt. Unbest. mit Wind und Regen.

Letztes Vrt. den 9 Aug. um 3 U. 18 M. Nachm. Aug. Wett.

Neum. d. 17 Aug. um 7 U. 38 Min. Nachmitt. Warmer Sonnenf. m. Strichr.

Erstes Vrt. d. 25 Aug. um 8 U. 48 M. Vorm. Aug. Wett.

Vollm. den 31 Aug. um 11 Uhr 32. M. Nachm. V. Sonnenf.

1. Joach. Dieter. Brandis, Brunnena. in Dryburg
2. Rud. Karl Friedr. Opitz, HR. u. Phys. in Minden
3 Friedr. Aug. Kortum, A. in Wesel
4 Joh. Friedr. Westrumb, Apoth. in Hameln
5 Alb. Wilh. Roth
6 Ge. Bicker
7 Aug. Wienholt } Magnet. } A. in Bremen
8 — — Olbers
9 Joh. Bernh. Schnobel, A. in Hamburg
10. Joh. Friedr. Bolten
11. Dieter. Mumsen } A. in Hamburg
12. L. R Leppentin
13. Dan. Rootnagel
14. Joh. Aug. Unzer } A. in Altona
15. Joh. Christ. Unzer
16. Joh. Ge. Reiher, A. in Kiel
17. Karl Christ. Engel, A. in Schwerin
18. Ge. Gust. Oetharding, A. in Rostock
19. Joh. A H. Zeller, A. zu Malchin
20. Joh. Karl Haken, Ass. u. Phys. in Stralsund
21. Moritz von Willich, Phys. in Rügen
22. Joh. Pet. Ebeling, A. in Parchim
23 Friedr. Wilh. Ant. Lüders, A. in Havelberg
24. Abrah. Gerhard, G. Fin. R.
25. Christ. Ludw. Roloff, GR.
26. Joh. Theod. Pyl, San. R.
27. Christ. Fr. Richter, San. R. } A. in Berlin
28. Joh. Friedr. Böttcher
29. Joh. Ge. Krünitz
30. Joh. Friedr. Fritze GR.

October hat 31 Tage.

1	Montag	E. Gotth. Sonneburg	☽
2	Dienstag	Gottl. Ad. Welper	Letztes Vrt.
3	Mittw.	Marc. Elies. Bloch	d. 8. Octob.
4	Donnst.	Dav. Oppenheimer	um 3 U. 2.
5	Freytag	Siegm. Friedr. Hermbstädt	M. Vorm.
6	Sonnab.	— Klapproth	Wind und unbeständiges Wetter.
7	Sonntag	18. Tr. Matth. 22. J. A.	
8	Montag	J. Chr. A. Theden (Riemer	
9	Dienstag	Joh. Ulr. Bilguer	☾
10	Mittw.	Christ. Ludw. Mursinna	Neum. den
11	Donnst.	Christ. Sam. Ungnad	15. Octobr.
12	Freytag	Chr. Friedr. Daniel	u. 11 U. 38.
13	Sonnab.	Joh. Ernst Ferd. Schulze	M. Nachm. Anfänglich Sonnensch. nachh. Wind und Regen.
14	Sonntag	19. Tr. Matth. 9. J. G. Fritze	
15	Montag	Jos. Lehnhardt	
16	Dienstag	L. Fr. A. Ziegler	
17	Mittw.	Jac. Heinr. Pietsch	
18	Donnst.	Chr. Tob. Ehrh. Reinhard	
19	Freytag	Balth. Ludw. Tralles	☾
20	Sonnab.	K. G. Morgenbesser	Erstes Vrt. den 22 Oct. um 9 U. 10. M Nachm. Verm. und unbeständ.
21	Sonntag	20. Tr. Matth. 22. A. J.	
22	Montag	L. W. Penzky (Krocker	
23	Dienstag	K. G. Meyer	
24	Mittw.	Js. Jerem. Warburg	☉
25	Donnst.	Joh. Jos. Kausch	Vollm den 29 Oct. um 10 U. 56 M. Nachm. Unangenehm. und trübes Wetter.
26	Freytag	Nic. Riegler	
27	Sonnab.	Phil. Ad. Lampe	
28	Sonntag	21. Tr. Joh. 4. E. P. Blech	
29	Montag	Mich. Wittwerk	
30	Dienstag	Mich. Ludw. Wittwerk	
31	Mittw.	Nath. Ernst Dauter	

Erndtemond.

1. Dan. Langhans } A. in Bern
2. Joh. Christ. Scherb }
3. Joh. Melch. Aepli } A. in Düssenhofen
4. Alex. Aepli }
5. Christ. Frid Camerer } A. in Tübingen
6. Joh. Aug. Weber }
7. Eberhard Gmelin, Magnet. } A. in Heilbronn
8. Fridr. Aug. Weber. }
9. M. P. Ruhland, A. in Ulm
10. Joh. Gottfr. Eßich, A. in Augsburg
11. Fridr. Benj Osiander, A. in Kirchheim
12. Jodoc. Ehrhard, Phys. in Memmingen
13. Joh. Christ. Mellin, Phys. } in Kempten
14. Joh. Zorn, Apoth. u. Chem. }
15. Joh Jac. Kohlhaas, Phys. in Regensburg
16. Joh. Phil. Vogler, Phys. in Weilburg
17. Ge. Wilh. Scipio, A. in Worms
18. Christoph Girtanner } A. in Göttingen
19. Ludw. Christ. Althof }
20. Joh. Ludw. Hansen, A. in Hannover
21. Albr. Thaer, A. in Zelle
22. L. Fridr. Benj. Lentin, Phys. in Lüneburg
23. Joh. Jac. Bücking, A. in Wolfenbüttel
24. Joh. Christ. Dehne Phys. in Schöningen
25. Joh. Ludw. Alb. Focke, A. in Blomberg
26. Karl Wilh. Rose, A. in Elberfeld
27. Bernh. Christ. Faust, A. in Bückeburg
28. Joh. Ferd. Michaelis, Garnisona. in Jülich
29. Joh. Bernh. Keup, A. in Solingen
30. Pet. Saalmann, A. in Munster
31. D. Wilh. Sachtleben, A. zu Lippstadt

September hat 30 Tage.

1	Sonnab	Joach. Diet. Brandis	☽
2	Sonntag	13. Tr. Luc. 10. R. K. Fr.	Letztes Vrt.
3	Montag	Fr. A. Kortum (Opitz	d. 8. Sept.
4	Dienstag	J. Fr. Westrumb	um 8 U. 16
5	Mittw.	Alb. W. Roth	M. Vorm.
6	Donnst.	Ge. Bicker	Wind mit
7	Freytag	Aug Wienholt	vermischt.
8	Sonnab.	— Olbers	Sonnensch.
9	Sonntag	14 Tr. Luc. 17. J. B. Schno=	💀
10	Montag	J. Fr. Bolten (bel	Neum. den
11	Dienstag	Dieter. Rumsen	16 Sept. u.
12	Mittw.	C. N. Leppentin	10 U. 2 M.
13	Donnst.	Dan. Rootnagel	Vormitt.
14	Freytag	Joh. Aug. Unzer	feucht, win=
15	Sonnab.	Joh. Christ. Unzer	dig, mit
16	Sonntag	15. Tr. Matth. 6. J. G. Rei=	Sonnenbl.
17	Montag	K. Chr. Engel (her	☾
18	Dienstag	Ge. Gust. Detharding	Erstes Vrt.
19	Mittw.	Quatemb. J. A. H. Zeller	d. 23. Sept.
20	Donnst.	J. K. Haken	um 2 U. 59
21	Freytag	Mor. von Willich	M. Vorm.
22	Sonnab.	Herbst Anf. J. P. Ebeling	warmes u.
23	Sonntag	16. Tr. Luc. 7. Fr. W. A. Lü.	fruchtbares
24	Montag	Abr. Gerhard (ders	Wetter.
25	Dienstag	Chr. Ludw. Roloff	○
26	Mittw.	Joh. Theod. Pyl	Vollm. den
27	Donnst.	Christ. Friedr. Richter	30. Sept.
28	Freytag	Joh. Friedr. Böttcher	um 9 U. 56
29	Sonnab.	Michael. Joh. Ge. Krünitz	M. Vorm.
30	Sonntag	17. Tr. Luc. 14. J. Fr. Fritze	Wind und
			Regen.

Weinmond.

1. Ernst Gotthelf Sonneburg
2. Gottl. Ad. Welper
3. Marc. Elies. Bloch
4. Dav. Oppenheimer
5. Siegm. Friedr. Hermstädt
6. — — Klapproth, Ass. D. C. M.

} A. in Berlin

7. J. A Riemer, Königl. Preuß. Ober-Feldstabsmed.
8. J. Chr. Aug. Theden
9. Joh. Ulr. Bilguer
10. Chr. Ludw. Mursinna

} Königl. Preuß. Generalch.

11. Christ. Sam. Ungnad, Phys. in Züllichau
12. Christ. Friedr. Daniel
13. Joh. Ernst Ferd. Schulze

} A. in Halle

14. Joh. Ge. Fritze, HR. Phys. in Halberstadt
15. Jos. Lehnhardt
16. L. Fr. A. Ziegler

} A. in Quedlinburg

17. Jac. Heinr. Pietsch
18. Christ. Tob. Ehrh. Reinhard

} A. in Sagan

19. Balth. Ludw. Tralles
20. K. Gottfr. Morgenbesser
21. A. J. Krocker
22. L. W. Penzky
23. K. G. Meyer
24. Js. Jerem. Warburg

} A. in Breslau

25. Joh. Jos. Kausch, Phys. in Militsch
26. Nic. Riegler, Phys. in Bielitz
27. Phil. Ad. Lampe, Protoph.
28. Eph. Phil. Blech, Phys.
29. Mich. Wittwerk, Hebm.
30. Mich. Ludw. Wittwerk
31. Nath. Ernst. Dauter

} A. in Danzig

November hat 30 Tage.

1	Donnst.	Nath. Berend	
2	Freytag	Joh Wilh. Friedr. Lieb	☽
3	Sonnab	K. J. Nyberg	Letzt. Vrt.
4	Sonntag	22 Tr. Matth 18. H. Rudov	den 6 Nov.
5	Montag	Rud. Buchhave	u. 11 U. 30
6	Dienstag	Joh. Friedr. Ludw. Krauß	M. Nachm.
7	Mittw.	Pet van Woensel	Vermischt.
8	Donnst.	Joh. Steph Bernard	Sonnensch.
9	Freytag	K. von Olnhausen	
10	Sonnab.	Martin. — — Krauß	
11	Sonntag	23. Tr. Matth. 22. F. L.	Neum. den
12	Montag	— Weißmann (Höchstetter	14 Nov. u.
13	Dienstag	— Bäumlein	11 U. 54 M.
14	Mittw.	— Wibel	Vorm Ver-
15	Donnst.	Ch. Fr. Schickhardt	mischter Re-
16	Freytag	Jos. Friedr. Bilhuber	gen.
17	Sonnab.	— — von Hoven	
18	Sonntag	24. Tr. Matth. 9. K. Möricke	☾
19	Montag	Joh Andr Klaiber	Erstes Vrt.
20	Dienstag	Joh. Rud. Cammerer	d. 21 Nov.
21	Mittw.	Wilh. Friedr. Jäger	um 4 Uhr 46
22	Donnst.	Hier. Fehleisen	M. Vorm.
23	Freytag	Heinr. Dan. Braun	Gelindes
24	Sonnab.	Gottl. Andr. Sarwey	Wetter.
25	Sonntag	25. Tr. Matth. 24. J. A.	☉
26	Montag	K. E. Gaupp (Kuefft	Vollm. den
27	Dienstag	Joh G. Zahn	28 Nov. u.
28	Mittw.	Imm. Gottl. Ellwert	2 U. 56 M.
29	Donnst.	Joh. Friedr. Stoll	Nachm. Un-
30	Freytag	Andreas. J. Friedr. Locher	stetes Wett.

Wintermond.

1. Nath. Berend, A. in Danzig
2. Joh. Friedr. Wilh. Lieb, HR. u. A. in Mietau
3. K. J. Nyberg, A. in Reval
4. Heinr. Rudov, HR. u. A. in Königsberg
5. Rud. Buchhave, Phys. in Kopenhagen
6. Joh. Friedr. Ludw. Krauß } A. in Amsterdam
7. Pet. van Woensel }
8. Joh. Steph. Bernard, A. in Arnheim
9. K. v. Olnhausen, HR. u. Leib. Phys. }
10. — — Krauß, HR. Phys. } in Oehringen
11. Fr. Ludw. Hochstetter, R. Phys. }
12. — — Weißmann, Phys. } A. in Weickersheim
13. — — Bäumlein }
14. — — Wibel, R. u. Phys. zu Cünzelbau
15. Christ. Friedr Schickhardt, A. in Stuttgardt
16. Jos. Fr. Bilhuber, Phys. }
17. — — von Hoven } A. in Ludwigsburg
18. Karl Möricke }
19. Joh. Andr. Klaiber, Phys. in Backnang
20. Joh. Rud. Cammerer, Phys. in Bahlingen
21. Wilh. Friedr. Jäger, Phys. in Beilstein
22. Hier. Fehleisen, Phys. in Blaubeuren
23. Heinr. Dan. Braun, Phys. zu Böblingen
24. Gottl. Andr. Sarwey, Phys. } A. zu Brackenheim
25. Joh. Andr. Küefft }
26. Karl Engelh. Gaupp } A. in Calw
27. Joh. Ge. Zahn }
28. Imman. Gottl. Ellwert, Phys. zu Canstatt
29. Joh. Friedr. Stoll, A. in Dornhan
30. Joh. Friedr. Locher, A. in Freudenstadt

December hat 31 Tage.

1	Sonnab.	Gottl. Friedr. Oettinger	
2	Sonntag	1. Adv. Matth. 21. — Krip=	☽ Letztes Vrt. d. 6 Dec. um 8 U. 1 Min. Nachmitt. Kalt Wind u. unstetes Wetter.
3	Montag	Ge. B. Bilfinger (pendorf	
4	Dienstag	Chr. L. Fr. Linck	
5	Mittw.	Joh. Märklin	
6	Donnst.	Joh. Heinr. Roth	
7	Freytag	Aug. Theod. Brodbeck	
8	Sonnab.	Ludw. Möricke	
9	Sonntag	2. Adv. Luc. 21. E. Fr. Kla=	
10	Montag	M. Chr. Zeller (cker	Neum. den 13 Dec. um 11 U. 18 M. Nachm. Heller Himmel, frost. Wett.
11	Dienstag	Wilh. Reinhard	
12	Mittw.	Joh. David Dörner	
13	Donnst.	K. Fr. Scholl	
14	Freytag	Karl Schmid	
15	Sonnab.	Karl Dav. Brecht	
16	Sonntag	3. Adv. Matth. 11. G. J. W.	
17	Montag	J. Fr. Demmler (Gmelin	☾ Erstes Vrt. den 20 Dec. u. 2 Uhr 51 M. Nachm. Kaltes und unfreundl. Wetter.
18	Dienstag	Imman. Christ. Plank	
19	Mittw.	Quatemb. Ch. A. Perrenon	
20	Donnst.	Joh. Gottl. Eberh. Böhme	
21	Freytag	Wint. Anf. Ge. E. Wagen=	
22	Sonnab.	Phil. Ad. Haug (mann	
23	Sonntag	4. Adv. Joh. 1. G. H. Eccard	
24	Montag	Karl Ferd. Bilger	
25	Dienstag	Christtag. J. J. Pfleiderer	☉ Vollm. den 28 Dec. um 9 U. 11 M. Vorm. Trübes Wetter m. Schnee.
26	Mittw.	Phil. Gottl. Knaus	
27	Donnst.	Benj. Friedr. Hälder	
28	Freytag	Albr. Jac. Harsch	
29	Sonnab.	Ge. Christ Wagner	
30	Sonntag	N. Chr. Geb. Luc. 2. G. Fr.	
31	Montag	J. G. Eberhard (Christmann	

1. Gottl. Fr. Oettinger, Phys. } A. in Geppingen
2. — — Krippendorf }
3. Ge. Bernh. Bilfinger, Phys. zu Groningen
4. Chr. Ludw. Fr. Linck, Phys. zu Güglingen
5. Joh. Märklin, Phys. } A. zu Herrenberg
6. Joh. Heinr. Roth }
7. Aug. Th. Brodbeck, Phys. } A. in Heydenheim
8. Lud. Möricke }
9. Eb. Fr. Klacker, Phys. in Kirchheim unter Teck
10. Matth. Chr. Zeller, Phys. zu Lauffen am Neckar
11. Wilh. Reinhart, Phys. in Leonberg
12. Joh. Dav. Dörner, Phys. in Dürrmenz
13. Karl Friedr. Scholl, Phys. in Munsingen
14. Karl Schmid, A. in Murrhardt
15. Karl Dav. Brecht, Phys in Nagold
16. Gottl. Joh. Wilh. Gmelin, Phys. in Neumburg
17. J. Fr. Demmler, Phys. in Neuenstadt am Kocher
18. Imman. Christ. Plank, Phys. in Nürtingen
19. Christoph Abrah. Perrenon, Phys. in Pfullingen
20. J. Gottl. Eberh. Böhm, Phys. } A. in Schorndorf
21. G. E. Wagenmann, Accouch. }
22. Phil. Ad. Haug, Phys. } A. in Sulz am Neckar
23. Gottl Heinr. Eckard }
24. Karl Ferd. Bilger, Phys. in Tüttlingen
25. Joh. Jac. Pfleidener, Phys. in Urach
26. Phil. Gottl. Knaus, Phys. in Vaihingen
27. Benj. Friedr. Hälder, Phys. in Waiblingen
28. Alb. Jac. Harsch, Phys. in Weinsberg
29. Ge. Christ. Wagner, A. in Wildberg
30. Gottl. Fr. Christmann, Phys. in Winnenden —
31. J. G. Eberhard, A. d. Brüdergemeinde in Zeyst (bei Utrecht.

Die vier Jahrszeiten.

Des Frühlings Anfang geschiehet den 19. März Abends um 10 Uhr 11 Minuten, wenn die Sonne in den Widder tritt, und Tag und Nacht zum erstenmale im Jahre gleich lang wird. Der Frühling währet 92 Tage 21 Stunden 48 Minuten.

Des Sommers Anfang ist den 20. Junius Abends um 7 Uhr 59 Minuten, wenn die Sonne in den Krebs tritt, und den längsten Tag und die kürzeste Nacht im Jahre macht. Der Sommer dauert 93 Tage 13 Stunden 55 Minuten.

Des Herbsts Anfang ist den 22. September um 9 Uhr 54 Minuten Vormittags, da die Sonne in die Wage tritt, und Tag und Nacht noch einmal gleich lang macht. Der Herbst dauert 89 Tage 16 Stunden 50 Minuten.

Des Winters Anfang ist den 21. December 1791. um 8 Uhr 53 Minuten Abends, da die Sonne in den Steinbock trat, und den kürzesten Tag und die längste Nacht machte. Dieser Winter währet 89 Tage 1 Stunde 18 Minuten.

Sonnenfinsternisse.

In diesem Jahre ereignen sich nur zwei große unsichtbare Sonnenfinsternisse, und keine Mondfinsternisse.

Die erste große unsichtbare Sonnenfinsterniß geschieht den 22. März des Abends vor 7 Uhr, wo die Sonne bei uns schon untergegangen ist. In America wird dieselbe sichtbar.

Die andere große unsichtbare Sonnenfinsterniß erfolgt den 16. September um 10 Uhr Vormittags, ist bei uns wegen der südlichen Breite des Mondes nicht sichtbar, zum Theil sichtbar im südlichen Deutschland, noch mehr

in

in Italien und in Africa, bis sie in Aethiopien ganz verfinstert am Himmel stehet.

Quatember.

1. Mittwoch nach Invocavit, den 29. Februar.

2. Mittwoch nach Pfingsten, den 30. Mai.

3. Mittwoch nach Kreuzerhöhung, den 19. September.

4. Mittwoch nach Luciä, den 19. December.

Bibliothèque Nationale & Universitaire Strasbourg

Nachricht.

7298